This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573913 0

Dahn
NGL

— 40223 —

(Hahn)
NGL

Kleine Romane

aus der

Völkerwanderung.

VIII

Chlodovech.

(a. 481—511.)

Fünfte Auflage.

Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1895.

Chlodowech.

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

von

Felix Dahn.

Fünfte Auflage.

Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

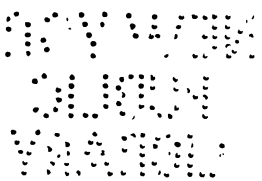
1895.

M.E.T.

– 40223 –

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Begonnen 1892, vollendet 1895.



Den Freunden

Theodor und **Ellen Siebs**

in **Greifswald.**

I.

Es war im Jahre vierhunderteinundachtzig nach Christus, an einem schwülen Sommerabend, da lag in dem stattlichsten Hause von Tournay (— Doornick an der Schelde —) ein Mann schwer leidend; der vornehme Römer, dem das Gebäude dereinst gehört hatte, war schon längst — gleich bei der Annäherung der salischen Franken — aus der Stadt, dann über die Alpen nach Italien entflohen: nach der Einnahme der Veste hatte der salische Gaukönig Childirich an einer Säule in dem Atrium des Hauses seinen Schild aufgehängt und Wohnung genommen: nun — viele Jahre später — lag er hier an tiefer Wunde danieder.

Das Schlafgemach war von einer kleinen Ampel aus Bernstein, die von der marmorgetäfelten Decke hernieder hing, nur schwach erhellt: ihr mattes Licht

ward aufgesogen von den dunkeln, schweren Vorhängen, welche die Wände des schmalen viereckigen Raumes bedeckten und die fehlende Thür ersetzten.

Der Leidende, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, stark von Gliedern und vollrüstig, lag auf einem niedern Ruhebett, die Füße bedeckt mit einem mächtigen Bärenfell; auf einem zierlichen Dreifuß von durchbrochener korinthischer Erzarbeit bei seinen Häupten verbreiteten getrocknete und auch frisch gepflückte Heilkräuter würzigen Geruch.

Vor ihm stand eine hochragende, ja gewaltige Frauengestalt, wenige Jahre jünger; sie strich ihm mit der Linken zärtlich über die glühende Stirn, über das kaum ergraute Blond-Haar, das in den langen merovingischen Königslocken bis auf die Schultern wogte, während ihre Rechte eine Silberschale, gefüllt mit einer dunklen Salbe, hielt.

Tiefster Schmerz lag auf den edeln, immer noch blendend schönen, nur etwas allzu strengen, ja scharfen Zügen: aber keine Thräne ließ sie in das meergraue

Auge treten, auch nicht, als der Kranke tief aufſeufzte.

Sie ſtellte nun die Schale auf den Dreifuß nieder und ſtrich mit beiden Händen hinter die Schläfe ihr prachtvoll rothes Haar, das reich vorfluthete, wie ſie ſich über das Lager beugte.

„Schmerzt die Wunde ſo ſcharf, Childirich?“ fragte ſie mit verhaltenem Weh.

Er ſtreichelte die weiße Hand. „Es iſt nicht das,“ erwiderte er, leiſe den Kopf ſchüttelnd. „Und es iſt auch nicht, ... daß ich ſterben muß — trotz all deiner Heilkünſte und Zauberſprüche, Baſina, die von Wodan, deinem Ahn, gelernt, von Geſchlecht zu Geſchlecht in eurer Sippe vererbten daheim im Thüringwald. Allzutief in die Bruſt flog mir vom Thurme von Soiſſons herab der ſpitze Römerpfeil. Aber es iſt nicht das! Weiß ich doch, daß ich nach dem letzten Hauch auffahre nach Walhall: denn nicht den Strohtod ſterb' ich. — den Bluttod an der Wunde, die ich, meinem Volksheer an des Keiles

Spitze vorkämpfend, empfing. Auch um dich hochgemuthe iſt mir nicht bang: denn ein heldenhaftes Herz ſchlägt dir im Buſen und jedes Schickſal wirſt du würdig tragen: ſolche Frauen aber wie du läßt Wodan nicht nach Hel hinabſinken zu den freudloſen Schatten: er hebt ſie nach Asgardh empor, ſeinen Walküren geſellt: wie er jener herrlichen Hilde gethan. Ich werd' ihn bitten, das Gleiche dir zu gönnen, ſo daß wir ungetrennt Walhalls Wonnen theilen. Aber — ah . . .“

Er ſtockte: der Athem verging ihm.

Zärtlich küßte die Gewaltige, tief ſich beugend, die fiebernde Stirn: „Sprich es nicht aus! Ich weiß was dich quält: die Sorge um dein Volk, um . . .“

„Ach, unſern Sohn,“ ſeufzte der Wunde.

Da verfinſterte ſich das edle Antlitz der hohen Frau. Die ſcharf geſchnittnen Naſenflügel zuckten, und bitter kam es aus den kaum geöffneten Lippen. „Ja, Chlodovech! Mein Stolz und meine Furcht.“

„Zwar,“ hob der König mit ſtolzer Miene an,

„reiche Augebinde haben ihm in die Schildwiege die drei Los-Weberinnen und alle Götter und Göttinnen gelegt. Seinen Kampfmuth der furchtlose Donar, seine kluge Rathfindung für Krieg und Frieden Wodan!“

„Aber,“ fiel die Mutter mit herbem Klang der tiefen Stimme ein — „Loge die Arglist, die scheulose Selbstsucht und — mit dem rothen Har und dem raschen Witzwort — die Falschheit, die lachend Wort und Treue bricht.“

„Ja,“ seufzte der Vater, „er ist wie die lodernde Flamme: seine Heißgluth wärmt, seine Helle leuchtet bis zum Blenden . . .“

„Jedoch,“ schloß die Mutter, „ungebändigt und tückisch bricht sie plötzlich hervor, verzehrend Freund wie Feind! O wehe mir Armen, müßt' ich dereinst die Stunde verfluchen, da dieser Schos ihn gebar, einen Feuerbrand, der das Hehre, das Heilige vernichtet. — Allein er ist dein Sohn, Childirich: drum hoff' ich, die guten Gewalten in ihm werden siegen.“

„Horch, ich meine, ich hör' ihn unten im Hofe! Ja, das iſt ſeine helle, dünne Stimme!"

Die Frau trat an das Fenſter des Schlafgemachs, ſchlug den rothbraunen Vorhang zurück und blickte in das Atrium hinab, deſſen Eſtrich von pyrenaeiſchem, weißem Marmor, von buntem Moſaik umrändert, in hellem Mondlicht leuchtete.

Da kauerte, hinter eine Säule geduckt, ein ſchöner Knabe von fünfzehn Jahren; faſt mädchenhaft weiß war die Hautfarbe, zierlich und fein der Bau der geſchmeidigen Glieder, die Knöchel an Händen und Füßen klein; das rothblonde Haar ſtand in krauſem Kleingelock von dem Kopf ab, zwei liſtige, ſcharf ſpähende Augen — meergrau wie der Mutter — blickten ebenſo kühn wie ſchlau: die kurze, fein und ſcharf geſchnittne Naſe ſenkte ſich auf einen kleinen Mund, der, vollendet ſchön geſchweift, für das zarte Alter nur ſchon allzu ausdrucksvoll, unaufhörlich in zuckender Bewegung ſpielte.

So hockte er, dem Luchſe gleich, der regungslos

ausgeſtreckt wagrecht auf dem Aſte liegt, ſeine Beute von oben her mit unfehlbar ſichrem, tödtlichem Satze zu beſpringen, hinter der Baſis der doriſchen Säule des Periſtyls, von ihrem Schatten gedeckt, und lauerte unſichtbar.

Vier Stufen unterhalb des Periſtyls, vom vollen Mondlicht hell beleuchtet, ſtand in der Tiefe des Atriums, bei dem Brunnen, der eintönig, leiſe in eine Marmorſchale goß, ein Jüngling, der, um eines Hauptes Länge höher, breitbruſtig, ſtarkknochig, die muskelkräftigen Arme zornig reckend, die mächtigen Hände zu harten Fäuſten geballt hielt.

„Chlodovech!“ rief der Zorngemuthe hinan zu dem umlaufenden ſchwarz beſchatteten Säulengang: „Wo ſteckſt du? Dreimal warf ich dich in ehrlichem Ringkampf, daß dir die zierlichen Knochen faſt ſplitterten. Du flohſt und verſchwandeſt. Dann haſt du mich — hinterrücks anſpringend aus dem Dunkel! — niedergeriſſen. Und jetzt? Komm vor zu offnem Kampf, wenn du Muth haſt. Wo ſteckſt du? Wo hockſt du?“

„Hier!“ kicherte wie ein übler Elbe der Gerufene, „hier! Auf deinem Nacken!“ Und in hohem Satze schwang er sich von oben herab auf den Rücken des Ausforderers, der, nach kurzem Widerstreben, unter der Last zusammenbrach.

Kaum gefallen sprang er wieder auf und schüttelte den Listigen ab.

„Chlodovech! Du Neiding!“ grollte er. „Du hast . . .“

„Gesiegt!“ lachte der Andre, wieder im Dunkel der Stufen hinauf verschwindend.

„Durch elende Arglist.“

„Aber gesiegt! — Wàs denn? Wàs denn?“ Er stieß diese letzten vier Worte rasch nach einander aus den zusammengepreßten Zähnen hervor, das „was“ scharf betonend.

„Was denn?“ wiederholte der Andre. „Was? Schandthat!“

„Aber sie half! Wàs denn?“

Da stöhnte der Vater, der oben auf dem Pfühle

lag und durch das nun weit geöffnete Fenſter jedes Wort verſtanden hatte.

Die Mutter aber drückte an den Marmorrahmen des Rundbogenfenſters die Stirn ſo feſt, daß ſie ſchmerzte: ſie fand keinen Laut für ihr Weh. Aber ſie ballte grimmig die Fauſt.

„Ruf ihn herauf!“ mahnte der Wunde. „Ich will ihn . . . züchtigen . . . Ach . . . ich kann den Arm nicht heben. Aber, Baſina, verſprich . . . ſchwöre: — das iſt unſre letzte Zwieſprach — ſchwöre — bei Wodan deinem Ahn! — laß ihn nicht zum Neiding . . . lieber todt . . . — ſchwöre mir's: — nicht gegen Götter und Menſchen ein Falſcher . . .“

„Niemals! Beruhige dich, Lieber!“

„Nicht . . . bis du mir . . . geſchworen!“

„Du fieberſt! Großes, Herrliches ruht in ihm — deine Art — ich ſagte es ſchon, vererbt von deinem großen Ahn Merovech-Serapio, — deinem Urgroßvater, der euch Saliern zuerſt in dieſem Lande Sitz und Macht geſchafft. Er iſt — ein Knabe noch — bereits

ein Held. Haſt du vergeſſen, — du ſelber haſt's mit ſtolzem Blick erzählt! — wie er im Kohlenwalde auf der Jagd, als dir der Bär den Speer in der Hand zerbrochen hatte, zwiſchen dich und das Unthier ſprang und, unter ſeiner Pranke ſtürzend, ihm noch das Kurzſchwert in das Herz ſtieß?"

„Ja — das war — wacker!" Und es flog ein Lächeln um die bleichen Lippen.

„Und vor wenigen Wochen . . . vor Soiſſons — Guntbert — eben Guntbert, der unten — hat's erzählt — als ihr vor Soiſſons in das Geſchwirr der Römerpfeile geriethet, die aus plötzlich geöffneten Schießſcharten ſauſten und als du fielſt — ach von jenem Pfeil getroffen! — und als alle Gefolgen ſcheu zurückwichen, vom Schrecken geſcheucht: — wer allein hielt da bei dir aus, den Schild nicht über ſein Haupt, über deine wunde Bruſt haltend? . . ."

„Guntbert, und . . ."

„Und Chlodovech, dein Sohn. Blutend wie dich brachten ſie mir — mit durchſchoſſener Wange — auch

ihn. Er lachte zu ſeinem eignen Schmerz — nur um dich bangte er! — und ſein erſtes Wort, als er wieder ſprechen konnte, war: „Blutrache für den Vater an allen Schützen von Soiſſons!“ Er iſt ein Fuchs, ja, aber auch adlerkühn.“

Ihre Augen leuchteten.

„Stolz der Mutter,“ lächelte der Vater, „mögſt du nie Schwäche der Mutter werden!“

„Sieh,. das hat mir damals den Schmerz mit Freude verklärt.“

„Gewiß: es ſteckt ein Held in ihm. Aber . . ! O könnt' ich in die Zukunft ſchaun. Wird er unſerm Volk ein Heil oder ein Unheil?“

„Ich hoffe: ein herrlich Heil.“

„Ich will's glauben — und ſo leichter ſterben. Aber ſchwöre mir, — ſonſt kann ich nicht Friede finden noch Freude in Walhall! — ſchwöre mir bei Wodan: — laß ihn nicht freveln gegen Götter und Menſchen — eher . . . hörſt du? . . . ſoll er ſterben! Tödte ihn!“

„Childirich! Welche Wahngebilde! Du fieberſt.“

„Mag ſein!“ ſchrie der Leidende, „aber dieſe Sorge beißt bittrer als die Wunde. Ich kann nicht Ruhe finden,“ — und er fuhr haſtig empor, warf die Decke von ſich und wollte von dem Lager ſpringen, aber er taumelte: ſie fing ihn auf; er lehnte an ihrer Bruſt. „Schwör's, ſchwör's! Laß ihn nicht leben, frevelt er gegen Götter und Menſchen. . . . Haſt du mich je geliebt — — ſchwör's . . . ich bitte . . . ich befehle!“ Und er ſah flehend und zugleich drohend in ihr Auge.

Von Mitleid überwältigt legte ſie die Hand auf ſein heftig pochendes Herz: „Ich ſchwöre bei Wodan, dann ſoll er nicht leben,“ ſprach ſie und ließ ihn ſanft auf das Lager zurück gleiten.

II.

Da ſprang der Knabe mit Einem Satz durch den Vorhang über der Schwelle: beide Aeltern erſchraken: er kicherte wieder wie ein Elbe: „Hi, hi! Wie ihr zucktet. Ihr fürchtet euch. Geſchieht euch recht. Gewiß habt ihr wieder Böſes vom armen Chlodovech geredet.“

„Wie kannſt du ſo frech ſein?“ drohte die Mutter. „Und ſo roh! Den Vater ſo erſchrecken, — der ſchwer leidet.“

Im Augenblick war der ſpöttiſche Ausdruck verſchwunden aus dem immer von wechſelndem Mienenſpiel bewegten Geſicht: ſcharf ſpähten, aber mitleidvoll jetzt die grauen Augen auf den Vater, die Mundwinkel ſanken traurig herab: „Was denn! Was denn? Der Vater? Noch immer Schmerzen? Es ging doch beſſer . . .!“

„Ich werde bald aller Schmerzen frei sein," sprach der Wunde.

„Das ist gut," lachte der Sohn, „ist so langweilig ohne dich. Dann jagen wir wieder Bär und Auerstier und reiten wieder gegen das verfluchte Nest Soissons — aber diesmal Nachts — und ohne vorher die Waffenruhe zu künden . . ."

„Schäme dich," schalt der Vater in hoher Erregung. „Hieher! An meine Seite. Noch näher. Ich habe nicht viel Stimme . . ."

„Vater! Du wirst mir doch nicht sterben?" Aus tiefem, wirklichem Gefühl kam das heraus. Aber rasch fuhr er lachend fort: „Noch nicht! Bin noch zu jung! Die Franken wählen mich noch nicht dir zum Nachfolger. — Nun, Mutter! Was denn! Was denn? Was schlägst du mich?"

„Du herzloser Bube! Das sagst du dem sterbenden Vater?"

„Ja" . . . stotterte der Gescholtene, die geschlagene

Wange reibend, „jeder Königsſohn will, glaub' ich, König werden."

Childirich lächelte trüb: „Laß ihn. Dieſe Offenheit, ob frech, iſt nicht ſein Schlimmſtes."

„Siehſt du, Mutter, wir Männer verſtehen uns beſſer," lachte Chlodovech, immer noch die Wange reibend. „Bei'm lodernden Loge, das that weh." Und damit ließ er ſich auf einem Schemel neben dem Lager nieder und ſtreichelte des Kranken blutleere, abgemagerte Hand.

„Mein Sohn, vernimm meine letzten Rathſchläge und Befehle; folge in allen Stücken deiner Mutter, der edeln Frau: denn ſie iſt hochgemuth, der Geiſt Wodans lebt in ihr. Wehe dir, wenn du ſie je betrübſt! Und halte feſt im Vertrauen auf die alten Götter unſeres Volkes, unſere hohen Ahnen, die unſere Sippe groß gemacht; ehre ihre heilgen Haine, zumal den uralten dort am Rheine, im Gau Toxandria, der unſeres Volkes Wiege. Halte Friede mit den Biſchöfen der Römer: — ſchone

ihre Kirchen: aber nicht allzuviel laß dir von ihnen einreden."

„O ich werde ſchon nicht!"

„Halte dich, wann du nun den Königsſtab tragen wirſt . . ."

„Alſo du meinſt, ſie wählen mich?" Raſch kam die Frage, der ſcharfe Blick loderte.

„Ja, ſie werden dich wählen aus . . ."

„Aus Liebe, aus Dank für deinen Vater," fiel die Mutter ein, „aus dem Glauben, der Sohn wird ihm gleichen an Heldenſchaft."

„Ich bin nicht feig, Mutter!" grollte Chlodvech.

„Und an Treue und Ehre," ſprach der König ſchwerathmend. „Vergiß es nie: wohl iſt Klugheit dem König von Nöthen und nicht leg' er das Herz auf die Zunge: arg iſt gar mancher unſerer Nachbarn, am ärgſten der Römer: alſo ſchweigen und klug ſein iſt gut, aber den Sieg hat uns Siegvater gelegt in's Schwert, nicht in den meuchelnden Dolch: kein Sieg gedeiht, den Treubruch und Tücke erliſtet haben: immer am Ende

gewinnt die Wahrheit! Stirb ſtolz, ehe du treulos lebſt. — Und nun wiſſe, vom Urgroßvater — von Merovech her — vererbt, dem ſagt man ein Wandrer — Wodan war's — es als Gaſtgeſchenk in der Halle zurück ließ beim Abſchied — iſt unſerer Sippe zu eigen ein Siegesſchwert . . ."

„Wo? Wo iſt dies Schwert?" voll feuriger Gier ſprang der Knabe auf.

Aber der Wunde fuhr — mit Anſtrengung — fort:

„Und außerdem — ein Hort, ein reicher Hort iſt der Könige beſter Freund in der Noth! — ein Hort, — der dir aber nicht gleich zur Hand ſein ſoll — nur als letzte Zuflucht — ſonſt vergeudet ihn deine Jugend — geborgen liegt bei dem Siegesſchwert ein gewaltiger Hort für dich." —

„Wo! Vater, wo?"

„Das ſollſt du noch nicht erfahren: erſt in höchſter Noth: und nur — nur zwei Augen — zwei einzige auf Erden — wiſſen darum und ſahn ihn liegen."

„Wer! Wer iſt das?“ er faßte mit den beiden Händen die Rechte der Vaters.

„Das iſt — — — oh der Schmerz. Leb wohl, mein Weib! Leb wohl, Chlodovech! Halte Treue, hörſt du? Treue! Ah! Schwör's! Treue! Schütze die Weihthümer der Götter, ſchütze ihre Verehrer. Schwör's.“

„Ich ſchwöre,“ ſprach der Knabe, tief ergriffen.

„Nun iſt's gut.“

Und mit tiefem Aufſeufzen ſank er zurück und war todt.

III.

Nach wildem Aufschrei des Schmerzes, mit dem sich die hehre Gestalt der Königin über den Gatten geworfen, war sie allmälig von seiner Brust herab auf die Knie geglitten, mit beiden Armen seine Schultern umfaßt haltend: sie konnte nicht weinen.

Nicht lange hatte Chlodovech bei dem Vater geweilt: heiß waren ihm die Thränen in die Augen geschossen, heftig hatte er geschluchzt; aber bald wischte er das Naß von den Wangen und sah von dem ernsten, durch den Tod geweihten, strengen Antlitz hinweg: es schien ihm zu drohen oder doch die letzte Mahnung — wie versteint — zu verewigen.

Unstät wandte er das Auge und ließ es im Gemach umher wandern: da traf es auf den neben dem Speer an der Wand lehnenden Königsstab, einem

weißen Eſchen-Stock, der oben in eine greifende Hand von Gold auslief.

In leiſen, kleinen Bewegungen des feingliedrigen Leibes glitt Chlodovech langſam hinter den Rücken der Mutter, wandte ſich und geſchmeidigen und geräuſchloſen Schrittes huſchte er in jene Ecke, haſchte mit katzengleich ſichrem, unhörbarem Sprung und Griff den Stab und war im Augenblick durch die enge Wandthür verſchwunden.

Bald ſcholl ſein freudiger Schritt in dem entlegnen Hofe, wo er die im Palatium lebenden Knaben der Edelinge zum Nachtmahl verſammelt wußte: plötzlich ſprang er unter ſie: erſchrocken fuhren ſie auf: „Was denn? Was denn?“ rief er, den Stab über ſeinem Haupte ſchwingend. „Ja, fürchtet euch nur! Und gehorcht mir Mein Vater liegt todt und ich bin euer König. Hier halt ich ſeinen Stab: laß ſehen, wer ihn mir wieder abnimmt.“

Der Sohn hätte nicht nöthig gehabt ſo ängſtlich jedes Geräuſch zu vermeiden bei dem Verlaſſen des Gemaches: denn die Wittwe, die ihm freilich den frechen Griff nach dem Königsſtab verwehrt haben würde, den nur die Wahl des Volksheeres gültig verleihen konnte, lag ſo tief in ihren Schmerz verſunken, daß ſie noch geraume Zeit nichts Aeußeres wahrnahm.

So hatte ſie es auch nicht bemerkt, als, lange nach Chlodovechs Entfernung, der Vorhang des Haupteingangs ganz leiſe auseinander geſchoben ward und eine ſchlanke graue Geſtalt auf der Schwelle ſichtbar ward.

Freilich, ſo ſchattenhaft, ſo unirdiſch leicht ſchien das zarte Weſen, die Bewegungen waren ſo leis, wie die Jungfrau nun im Rücken der Trauernden über den glatten Marmoreſtrich gegen das Sterbelager dahin glitt, daß ſie mehr einer Geiſtererſcheinung als einem Menſchen-Weibe glich.

Als die Schlanke an dem Fußende des Lagers

angelangt war, ließ ſie ſich hier niedergleiten, drückte demüthig das blondgelockte ſchmale Haupt, die weiße Stirn mit den ſtark durchſchimmernden blauen Adern auf die Zehenſpitzen des Todten und umfaßte mit den fromm zum Gebet gefalteten Händen ſeine Knöchel.

Lange lagen ſie ſo die beiden Frauen, die Wittwe zu Häupten, das Mädchen zu Füßen des todten Mannes.

In tiefem Schweigen ſtand das Gemach: auch von Außen drang kein ſtörender Laut herein: es war wie ein Grab, ſo feierlich: die Schauer der Ewigkeit webten um die drei Geſtalten.

Endlich erhob ſich, tief aufſeufzend, Baſina, beugte ſich über den Gatten und drückte einen Kuß auf ſeine bleiche Stirn.

Nun zurücktretend gewahrte ſie die rührende Geſtalt, die ſo demüthig da auf der Erde neben dem Pfühle hingegoſſen lag.

Sonder Erſchrecken, ohne Befremdung ſogar ſah ſie

auf das Mädchen in den grauen Schleiern herab; sie nickte leise, als habe sie das erwartet.

„Genovefa!“ sprach sie nun ernst, aber ohne Strenge.

Die Beterin richtete sich langsam auf: auch sie ohne Hast, ohne Scheu: sie schlug die tiefdunkelblauen Augen mit den großen Augensternen voll auf und hob einen langen Blick zu dem gewaltigen Weibe empor. das sie hoch überragte; sie rang nach einem Worte: sie fand keines.

„Ich wußte,“ sprach die Frau, „du würdest kommen, wann — aber woher wußtest du . . .?“

„Die Heiligen!“ erwiderte das Mädchen mit wohltönender Stimme. „Sie sprachen diese Nacht im Traume zu mir: „Geh' hin, Genovefa. Er wird die Sonne nicht mehr aufsteigen sehn. Geh' hin und bete bei dem Todten für seine Seele.“ Darf ich, Frau Königin?“

Basina zog die starken Brauen in die Höhe. „Immerhin! Ueberflüssig für ihn: — denn er sitzt jetzt

ſelig an Walvaters Seite. — Aber dir, deiner Seele, thut es gut. So bete denn. Ich laſſe dich allein bei ihm. Im Tode — wie ſo oft im Leben. Du haſt ihn mir nehmen wollen: . . . unſern Göttern, mein' ich. Er blieb ihnen treu."

„Ich wollte ſeine Seele retten," hauchte Genovefa und erſchauerte.

„Ich weiß. Und ich weiß auch — nur für den Chriſten-Himmel wollteſt du mir ihn nehmen. So wähnteſt du wenigſtens. Ich ließ dich gewähren mit dem Lebenden . . ."

„Ich — die Mutter — die Schweſtern danken ihm Alles! Leben — Ehre" — ſprach haſtig die Chriſtin. „Als nach der Erſtürmung von Avron die Krieger mich davon ſchleppten, hat er . . ."

„Ja. Und dein Dank war warm. — Ich verſtand es. Und verſteh' es. Ich gehe, ſeine Gruft zu beſtellen. Küſſe ihn, Genovefa."

Und hoch aufgerichtet ſchritt ſie hinaus.

Da warf ſich das bleiche Kind in heißem Schmerz

neben dem Todten nieder, faßte ſeine herabhängende Hand und küßte ſie: „Ah, auf ewig verdammt! Verdammt um das Weib des Andern! O heilige Jungfrau — erbarme dich ſeiner! — Verdammt um ihretwillen!“ —

IV.

Mit großem Gepränge war König Childirich beſtattet worden in einer Hügelgruft zu Tournay: ſein Lieblingsfalke ward ihm nachgeſandt in den Tod; wenig ahnten die heidniſchen Prieſter, die hierbei walteten, daß ſeine chriſtlichen Enkel — gleichſam zur Sühne — dereinſt eine Baſilika dem heiligen Martin von Tours zu Ehren über der Gruft aufführen würden.

Am gleichen Tage hatte das nach Tournay berufene Volksheer der drei kleinen Gaue, auf die des Verſtorbenen Königthum beſchränkt geweſen war, den fünfzehnjährigen Erben, der vor Kurzem erſt die Schwertleite empfangen, aber ſich ſofort in dem Zuge gegen Soiſſons derſelben vollwürdig bewährt hatte, zu Childirichs Nachfolger gekoren.

Nicht ganz ohne Widerſpruch war das geſchehen. Es fehlte nicht an Männern in dem Volksheer, die, bei aller Dankbarkeit gegen den Vater, den Sohn doch noch zu knabenhaft fanden, ihr Führer im Kampf, ihr Richter im Königsding zu ſein. Es ward erinnert, daß nahe Geſippen des Gau-Königs von Tournay, — ebenfalls Merovingen, — Vettern Chlodovechs, gereifte Männer in den Nachbargauen zu Cambrai, zu Thérouenne, zu Le Mans walteten: einige unter dieſen wurden vorgeſchlagen als Nachfolger Childirichs: die weiter Denkenden wieſen wohl auch darauf hin, es ſei bei der gefährdeten Lage der einzelnen ſaliſchen Gaue wünſchenswerth, daß ihrer mehrere unter Einem König zuſammengeſchloſſen würden. — Jedoch der Dank gegen Childirich und das Vertrauen auf die bereits bewährte Kühnheit und Klugheit ſeines Sohnes drangen durch: er ward gekoren und nahm den Königsſtab aus des älteſten Richters Hand.

Aber dermaßen erhitzt und erboſt hatte jener

Widerſtand den Rothlockigen, daß er, als nun die Entſcheidung gefallen und gegen Abend das Volksheer aus dem Blachfeld vor den Wällen der Stadt abgezogen war, ſich in die nahen Heimatorte zu zerſtreuen, brennenden Kopfes zu ſeinem Waffenbruder Guntbert lief und in ihn drang, mit ihm in den nahen Königstann zu reiten.

„Warum!“ fragte der ruhig, übrigens ſchon bereitwillig zum Marſtall ſchreitend. „Um was zu thun?“

„Was denn? Was denn? Zu reiten, zu rennen, tief Luft einzuathmen, noch mehr die Hitze auszuathmen, die ich all die Stunden mühſam in mir verhalten mußte.“

Kaum hatten die beiden das ſchmale Wallthor im Süden der kleinen Veſte hinter ſich, als Chlodovech ſeinem Rothroß den Sporn ſo ſcharf in die Weichen ſchlug, daß das edle Thier hoch aufſtieg und wie ein Pfeil voran ſchoß auf der alten gut erhaltenen Römerſtraße nach Cambrai.

Nur mit Mühe konnte Guntbert auf seinem Braunen folgen.

Erst tief im Inneren des Waldes zog der hitzige Reiter Zügel; dichter Schaum floß dem Pferde vom Gebiß, als es stand.

Sofort sprang Chlodovech ab und warf sich auf das weiche Mos, tief athmend und mit beiden Armen um sich schlagend.

Auch Guntbert stieg nun langsam ab; kopfschüttelnd fragte er, den stäten Blick der treuen Augen auf den Zappelnden richtend: „Was hast du, Chlodovech?“

„Was ich habe! Königthum hab' ich Macht hab' ich — zwar nicht viel, aber wartet nur! — Ihr sollt euch wundern — alle. Auch du! Aber zumeist — nun zum Beispiel meine lieben Vettern in Cambrai und Le Mans! Die können froh sein, daß ich schließlich doch gekoren ward!“

„Froh? Die wären wohl lieber selbst König deiner Gaue geworden!“

„Wären's ja nicht geworden! Hätte ſie ſogleich umbringen müſſen. Nun haben ſie noch ein par Jahre gewonnen. Denn jetzt müſſen ſie mir erſt helfen gegen — nun, eben gegen Andre. Dann kommen ſie daran."

„Wie abſcheulich!"

„Was denn? Iſt ja dumm! Schau, das einzige Geſcheute, was gegen mich geſagt ward, war das von der Vereinung mehrerer Gaue unter Einem. Der Mann hatte Recht, der alte Wiſogaſt. Und Recht ſoll er behalten. Der wird noch viel Freude an mir haben. Ich werde viel mehr unter mir vereinen, als er ahnt! Warum ich dir das ſage, Guntbert? Ja, iſt vielleicht dumm. Man ſoll das Herz nicht auf der Zunge tragen, warnte der Alte. Aber ſieh, manchmal muß das Herz heraus! Und ich habe keinen, dem ich's ausſchütten mag."

„Deine hohe Mutter?"

Chlodovech furchte leicht die Stirn. „Die iſt mir zu — nun: zu Göttingleich. Sie taugte beſſer in

Asgardh Königin zu ſein an Frau Frikks Statt als meine — Unterweiſerin in dieſem viel durchkämpften Gallien. Und dann — wozu ein zweites Gewiſſen? Hab' ich das leiſe da drinnen in der Bruſt zum Schweigen geſchwatzt, dann fängt die Wodans-Enkelin an, laut zu mahnen. Beim lodernden Loge! Ich wüßte ſchon ſelbſt, was gut iſt, wenn ich's thun wollte. Iſt ja dumm. Und dumm iſt freilich auch von mir, daß ich dich gut leiden mag, du plumper Mann, du Eichblock. Aber auch wieder nicht dumm. Denn ein König muß Einen haben, der ihm dient, treu, ſcharf, ſtumm wie das Schwert. Und das ſollſt du mir ſein. Biſt es ſchon.

Sollſt aber noch feſter gebunden werden:

Merk' auf — neige dein Ohr — weißt du, wen ich zum Weibe nehmen ſoll nach Vieler Wunſch und Rath? Merkſt nichts? Es geht dich doch recht nah an? Sieh, wie es dir in's Geſicht ſchießt! Ja, ja, Bertrada, deine Bertrada."

„O Chlodovech!" ſtöhnte der Jüngling.

„Was denn? Was denn? Wenn ich's wollte, würde ich dir's sagen? Ist ja dumm! Will sie nicht! Wohl ist sie schön — sehr schön sogar. So, was man sagt: edel. Möcht' sie wohl . . .! Bin nicht blind. Aber ist ja dumm.

Mein Weib muß mir nicht Schönheit einbringen und „Tugend" und all das Zeug: — ein Königreich. Nun stammt ja Bertrada aus edelm Geschlecht der Thüringe — ihr Vater hat meiner Mutter — nun, sagen wir in kindlicher Schonung": — er lachte häßlich — „Reise" aus Thüringen zu meinem Vater begleitet."

„Wie meine Mutter."

„Jawohl, damals Frau Basinas beide einzige Helfer. Und darum rathen viele kluge Männer — ist nicht dumm! — ich solle die Thüringtochter nehmen und, auf ihr Erbe gestützt, das ganze Thüringland. Ist doch dumm! Ist noch zu früh! Zu weit weg. Es giebt andre Reiche, näher, schöner, reicher. Also, horch hoch auf, verliebter Guntbert:

dein König entsagt großherzig — wie er nun einmal ist — Bertraden und giebt sie dir!"

„O Chlodovech! Du bist gut."

„Glaube nur das nicht! Fällt mir gar nicht ein!"

„Dank! Dank! Mein Blut — mein Leben . . !"

„Was denn? Ist ja dumm. Das heißt: nein. Ist sehr recht von dir. Ist sogar deine Pflicht gegen deinen König. Und nun — ich weiß! — bist du mir noch viel fester zu Treue verbunden, als durch die Blutsbrüderschaft, die wir vor wenig Nächten schlossen. Sieh, da ich heute so froh bin, daß ich den Königsstab gewann, wollt' ich auch dich erfreuen. Nein, danke mir nicht! Denn zuletzt hab' ich es doch nur aus Schlauheit gethan: viel lieber als Thüringen ist mir . . . nun, was Andres. Und dich will ich mir verpflichten auf Leben und Tod. Komm! Nach Haus! Es wird kühl in dem Waldmos. Laß uns die Hengste heiß zurückhetzen. Wenn ich nur das Eine wüßte," sprach er beim Aufsteigen, unhörbar für den Freund, „wenn ich doch den todten Vater wieder aufwecken könnte!

Nicht auf lange! Beileibe! Ich will König bleiben. Aber daß er ſtarb, ehe er das Eine Wort ſagen konnte! Wer, wer weiß um das Eine und um den Andern? Da ſteigt der Stern Freia's auf! Schau' her, Stern, — ich befehl' es —, hier ſiehſt du einen König!"

V.

Ein par Tage darauf ſchritt die verwittwete Königin — ſie trug graue Trauerkleider und hatte jeden Schmuck abgelegt — in dem nach römiſchem Geſchmack angelegten viereckigen Gärtlein des beſcheidenen „Palatiums“ zu Tournay auf den mit buntem — rothem und gelbem — Sand beſtreuten Wegen in der Mitte eines ſchönen jungen Pares langſam auf und nieder.

Zu ihrer Rechten ging der ſtattliche Guntbert; aber er ließ ſchwermüthig das Haupt ſinken und das holde blonde Mädchen, das an Baſinas linkem Arme hing, drängte, hart kämpfend, die Thränen zurück.

„Es iſt nicht möglich!“ ſprach die Königin hauptſchüttelnd vor ſich hin. „Er hat es dir verſprochen, ſagſt du, Guntbert?“

„Fest versprochen. Und meinen Dank dafür genommen. Und gesagt, nun sei ich ihm noch stärker verpflichtet!“

„Und zwei Tage darauf . . .?“

„Ruft er mir, vom Gaul herab, an mir vorüber sprengend, zu: „'s ist nichts mit Bertrada. Die kriegt ein Andrer!“

„Nie!“ sprach die Jungfrau ruhig. Und nun, da sie sich hoch aufrichtete, die großen, hellen Augen gen Himmel richtend, sah man erst, wie hochgewachsen auch sie war.

Schweigend drückte die Königin ihren Arm an die Brust.

„Und bald erfuhr ich,“ hob Guntbert wieder an, „wie das kam und wer mir vorgezogen wird. Seit ein par Wochen weilt ein Römer hier, ein Gesandter des Burgundenkönigs. . . .“

„Cautinus!“ nickte die Königin, „ein Neffe des Bischofs Theoplastus von Genf. Ich sah es wohl, mit welchen Blicken er die Schlanke verfolgte,“ grollte

ſie drohend und zog die Brauen zuſammen: dann ſah ſie wirklich aus wie eine zürnende Göttin aus Asgardh.

„Der warb um ſie bei ihm: — iſt er doch ihr Muntwalt, da ſie, die Fremde, eines Thürings Tochter, rechtlos iſt im Lande und nur vom König geſchützt. Der Römer bot ihm Gold, — erzählte mir Anſowald, der Antruſtio, der dabei ſtand, viel Gold . . .“

„Verkauft wie eine Ware!“ ſprach Bertrada. „Aber ich habe eine Seele. Und . . . des Vaters Schwert.“ Und ſie hob die geballte Fauſt.

Da blieb die Königin ſtehen und küßte des Mädchens Stirne. „Du Wackre! Das iſt deines Vaters Art. Wie er ſich ſelber Treue hielt — und mir — ſo du. Als Alle, Alle, die Jahre lang der Königin geſchmeichelt am Königshof der Thüringe, feige, treulos, falſch von mir abfielen in der Stunde der Gefahr, da haben nur zwei Herzen der Verfolgten Treue gehalten: dein Vater und, Guntbert, deine Mutter. Sie allein theilten viele Monate lang die

Gefahren, die Schreckniſſe meiner Flucht durch die in Winter-Schnee ſtarrenden Wälder, über das bröckelnde Eis aller Ströme von der Unſtrut bis an die Schelde. Den Bären und den Räuber hat dein Vater, Bertrada, mir vom Leibe gewehrt, deine Mutter, Guntbert, mir die wunden Füße geſalbt; zuletzt haben beide mich getragen zwei Tage lang. Wohlan denn: Treue um Treue! Ich werde euch helfen, ich werde euch vereinen, ſo wahr ich den Treuloſen geboren!"

„Das zählt dir nicht bei mir, Mutter," rief eine hohe Stimme. Und Chlodovech ſprang hell lachend hinter dem Vorhang hervor, der den Garten von dem Opiſthodomos ſchied. „Das haſt du nicht mir zu Lieb gethan. Kannteſt mich ja noch gar nicht!"

Unwillig blieb die Königin ſtehn; das Mädchen drückte die Fauſt auf die Bruſt.

„Ich hab' dein Wort!" rief Guntbert.

„Da haſt du auch was Rechtes. Ein König muß viele Worte haben: — Ja und Nein nebeneinander!

Der Andre hatte auch eines meiner Wörter. Was denn? Hilft ihm auch nichts. Ist ja dumm!"

„Chlodovech! Halte Treue. Es war des Vaters letztes Wort."

Sehr ärgerlich drehte sich der junge König auf der Ferse um sich selber herum.

„Mutter — wenn du mir immer nur mit diesem Worte kommst — ich . . . ich ertrag's nicht. Ist ja . . " Er fing das rohe Wort. Aber er sprach zu sich selber: „Mit ihrem Stahren-Lied von der Treue! Sie wird mich mal so ärgern, daß ich sie nach ihrer „Reise" aus Thüringen frage. . . . ." Er athmete nochmal heftig. Dann hatte er sich bezwungen. „Wozu all das Gerede! Ist ja dumm. Wollte ich diese junge Walküre für mich haben — ja, blitze nur mit den Blauaugen! — oder für einen Andern, so würde mich weder ihres Vaters dummes altes Schwert — wo mag es übrigens sein?"

„Unter meinem Hauptkissen."

„Noch Guntberts Zorn, noch der Frau Mutter Treuegesang abhalten. Meint ihr, ich fürcht' euch? Ich fürchte nur — manchmal — mich selber. Aber beruhigt euch, ihr Lieben. Es hat mich schon lange wieder gereut. Der Römer bot mir — nach genauer Schätzung! — doch nicht so viel als Guntberts Treue werth ist. Cautinus ist sammt meinem Königswort abgeritten — aber ohne die Braut! — Die Braut ist Guntberts! — Das bezahlte Brautgeld hab' ich freilich dem Andern zurück zu geben . . . vergessen. . . . Ja, was willst du, Mutter? Der Schatz ist leer! Ein König ohne Geld ist . . .? Ist ja dumm. Und Wodan, dein hoher Ahn, hat auch gar oft Riesen und schöne Weiber — betrogen. Treue halten ist gut für Unterthanen, Götter und Könige können das nicht erschwingen. Also rüstet den Brautlauf! Schöne Bertrada, dem ersten Knaben leg' ich mit dem Namen ein Zahngeschenk in die Wiege. Kann man nicht Vater sein des Kindes eines schönen Weibes, — denn du bist wirklich schön, du Trutzige,

nur gar zu herb! — iſt es eine Art Abfindung, Namengeber dieſes Balges werden!"

„Chlodovech! Du biſt . . .!"

„Ja, Mutter, nicht ganz ſo . . . . . feierlich wie du. Wer weiß, welcher Elbe m e i n . . . . . Pathe war und mir ſeine Art zum Zahngeſchenke gab? Man raunt allerlei davon im Volke der Franken!"

VI.

Wenige Jahre nach Chlodovechs Thronbeſteigung ſchrieb Theoplaſtus, Biſchof der burgundiſchen Stadt Genf, an Remigius, den frommen, weiſen und edeln Biſchof von Rheims, das Chlodovech längſt gewonnen hatte:

„Remigius, dem in Chriſto geliebten Bruder, der da zu Rheims den Biſchofſtuhl ſchmückt, ſendet biſchöflichen Gruß Theoplaſtus von Genf.

Es iſt wohlgethan, geiſtlicher Pflicht und weltlicher Klugheit gleich entſprechend, daß die Hirten der chriſtlichen Herde über die trennenden Gränzen der weltlichen Reiche hinweg ſich brüderlich die Hände reichen und gemeinſame Zwecke gemeinſam verfolgen, ohne Rückſicht auf die Vortheile der Staten, denen ſie — dem Leibe nach — angehören.

Denn der Seele nach gehören ſie nicht den weltlichen Reichen an, ſondern dem Reiche Gottes: die weltlichen Reiche aber und ihr Recht ſind nur ein nothwendiges Uebel, eine Frucht des Sündenfalles: im Paradieſe gab es weder Recht noch Richter: eine Folge alſo der Verführungs-That des Teufels ſind Recht und Stat, dieſe leidigen Krücken der erkrankten Menſchheit: die geſundete wirft ſie von ſich am Tage des Gerichts, da Recht und Stat untergehen werden, zugleich mit dem Teufel, von dem ſie verſchuldet ſind, wie Sanct Auguſtinus ſchreibt in ſeinem herrlichen Werke „vom Gottesſtat“: dies Buch ſollte man als Geſetz verkünden in allen Staten von Chriſten. Da würde kein König mehr der Kirche Rechte kränken können: denn alle Geltung — ſchreibt Sanct Auguſtin — die dem State, dem weltlichen Geſetze, zukommt, kann nur das ewige Geſetz der Kirche ihm verleihen.

Daran müſſen wir denken Tag und Nacht und danach unſern Gehorſam gegen die Könige der Welt bemeſſen

Auf dieſe Gedanken ward ich geführt, weil, was ich dir, in Chriſto geliebter Bruder, vorſchlagen werde — unter dem Sigel prieſterlichen Schweigens! — dir vielleicht auf den erſten Blick bedenklich erſcheinen kann, als ob es mit der Treue des Unterthans gegen ſeinen König etwa nicht ſonderlich gut vereinbar ſei. Allein in der Prieſterweihe legen wir den natürlichen, den weltlichen Menſchen und unſere Volksart ab und ziehen einen geiſtlichen Menſchen an: nur der weltliche aber war an den Stat gebunden, nur ihn verpflichtete der Eid der Treue, den jener — noch als Laie — geſchworen hatte.

Es handelt ſich — kurz geſagt — darum, die Herrſchaft eures jungen Königs über dies unglückliche Reich der Burgunden auszudehnen.

Du ſtaunest, du frägſt: „Wie kommt ein Biſchof dazu, ſich einen Heiden zum Herrſcher zu wünſchen, ſtatt der beiden chriſtlichen Könige unter denen er ſteht?“

Die Antwort lautet: die burgundiſchen Könige

ſind Ketzer, Arianer. Sie ſind nicht Chriſten: denn ſie gehorchen nicht biſchöflicher Vermahnung: und der heidniſche Frankenkönig? Nun, der muß eben katholiſch werden!

Mit unſäglicher Mühe habe ich ſeit Jahren im Verein mit den Mitbiſchöfen in Burgund König Gundobad von ſeiner arianiſchen Ketzerei hinweg für das Bekenntniß des heiligen Athanaſius zu gewinnen geſucht: ein großes Religionsgeſpräch zwiſchen uns und ſeinen arianiſchen Bals-Prieſtern, in dem ich alle Kraft des Geiſtes — ſie iſt, wie du weißt, nicht ganz gering! — aufwandte, brachte ihn nur zu einem Achſelzucken, wie weiland Pontius Pilatus!

Nun, da er nicht hören will, ſoll er fühlen! Er unterdrückt uns nicht gerade, aber er läßt uns auch nicht frei gewähren: — freilich auch ſeine arianiſchen Biſchöfe nicht: die Kirche aber iſt nicht frei, wenn ſie nicht herrſcht.

Darum haben wir, die rechtgläubigen Biſchöfe im Reiche der Burgunden, unſere Augen auf einen

Andern geworfen, den ungehorſamen Ketzer durch einen gehorſamen Sohn der Kirche zu erſetzen: auf euren König: Chlodovech.

Es iſt ſtaunenswerth, was dieſer junge Heide in den wenigen Jahren ſeiner Herrſchaft vollbracht hat: er gemahnt an den Knaben David, den Sohn Iſais.

Noch nicht zwanzig Jahre alt, hat er Syagrius, den letzten Befehlshaber, der noch römiſchen Beſitz in Gallien behauptete, vor ſeiner Stadt Soiſſons geſchlagen: — er ſelbſt — der junge König — ſoll in dem Kampfe das Beſte gethan haben. Auf ſeinem Rothroß ſeiner Gefolgſchaft voraus jagend, entriß er mit eigner Fauſt dem Tribun den letzten Adler der letzten römiſchen Legion, der noch in Gallien die goldnen Schwingen hob, ihn und vier Centurionen im Einzelkampf um dieſes Feldzeichen erſchlagend. Er — der Erſte, weit vor all ſeinem Heer! Dann zerſchlug er mit ſeiner Streitaxt das Thor von Soiſſons, drang ein, nur von Einem Gefährten gefolgt und wehrte ſich, den Rücken an den Wall gelehnt, lange, lange Zeit, bis

die Nachdringenden ihn, den nach vielen Wunden Gefallnen, unter dem Schilde seines blutenden Gefährten hervor zogen.

Und seit er Soissons gewonnen — bei der Theilung der Beute mit seinen Franken soll er allerdings das Meiste heimlich für sich bei Seite gebracht haben! — hat er wie ein fressend Feuer um sich gegriffen. Oder vielmehr: Gott und die Heiligen haben ihn von Erfolg zu Erfolg getragen, wie da geschrieben steht in den Psalmen: „Ich werde die Völker unter dich zwingen und die Leute werfen unter deine Füße, ich will deine Feinde zerstoßen wie Staub vor dem Winde."

Er findet keinen Widerstand — oder überwindet ihn, wie von den Flügeln der Engel hinüber getragen. Bis an die Seine, ja bis an die Loire hin, gewann er alles Volk, mehr durch Klugheit als durch Waffengewalt, die Römer und die alten Einwohner in der Bretagne fallen ihm zu. Bald wird er in Paris einziehen, wo die fromme Jungfrau Genovefa,

ſeines Vaters Schutzbefohlene, eine Heilige, die bei lebendem Leib allerlei Wunderzeichen verrichten ſoll, die Seelen der Einwohner für ihn gewinnt.

Nun, in Chriſto geliebter Bruder, und dieſer Mann, dem ſichtbarlich Gott und die Heiligen die Wege bahnen — was iſt er? Ein Heide! Freilich!

Seine Erfolge aber ſind ſo groß, daß man nicht mehr ſagen kann: Gott läßt ſie nur zu zur Strafe unſerer Sünden, wie Peſt oder Hungersnoth, nein, Gott will durch dieſen Mann ſeine Kirche verherrlichen auf Erden. Und wir — wir müſſen dazu helfen mit irdiſchen Mitteln zu himmliſchen Zwecken. Das iſt des Prieſters, des Biſchofs wichtigſte Pflicht! Denn von Anfang hat der Meroving — klug oder gut — ſich gar freundlich geſtellt zu den Biſchöfen ſeiner Städte. Er, — der Heide!

Ganz anders als jene gottverfluchten Könige der Goten und unſere burgundiſchen: die beide zwar Chriſten heißen, aber üble Ketzer ſind!

Zehnmal ſchlimmer der Ketzer als der Heide!

Der Heide hat das Wort des Heils noch nicht vernommen oder nicht verstanden, der Ketzer hat es vernommen und in Unheil verkehrt.

Die Ketzer verfolgen die Katholiken: — die Heiden lassen sie gewähren, ja, ich kenne manchen heidnischen Germanen, der, wie vor seinen Göttern, vor Sanct Martinus fromm die Kniee beugt: wenn er zwölf Götter verehrt, warum nicht vierundzwanzig? Schon jetzt, da Chlodovech noch Heide, sehnen sich gar viele Katholiken in Burgund und im Westgotenreich — so schreibt mir zum Beispiel der Bischof von Langres — seine Herrschaft herbei: er schützt sie jetzt schon, die Arianer bedrücken sie.

Dieser Merovinger scheint von Gott berufen, große Macht in Gallien zu gewinnen: wohlan, er soll sie üben: aber im Dienste der heiligen Kirche.

Diese Gedanken nennst du vielleicht allzu weltlich? Denn wohl bekannt ist mir dein frommer, reiner, nur auf das Himmlische gerichteter Sinn.

Wohlan, ſo vernimm denn: die Heiligen haben jene Gedanken feierlich gebilligt.

Viele Monate lang — ſeit jenem Religionsgeſpräch, in dem ich den ſchnöden Zweifler Gundobad zu überzeugen nicht vermochte, — zu meiner tiefen Demüthigung! — wälzte ich Tag und Nacht dieſe Erwägungen im Kopf und bat die Heiligen, mich zu erleuchten. Vor drei Tagen ſchlief ich — nach langem Planen und Beten — ein: alsbald erſchienen mir vom Strahlenkranz die Häupter umleuchtet, die heiligen Biſchöfe Martin von Tours und Hilarius von Poitiers, die ich zuletzt angerufen im Gebet, und ſie ſprachen: „Mein Sohn Theoplaſtus, du biſt auf dem rechten Wege: das Reich der Burgunden ſoll und wird den Franken zufallen und du ſelbſt wirſt den Merovinger zum Taufbecken geleiten. Die Ehrung, die dir Gundobad verſagt, wird Chlodovech dir reichlich leiſten.“

Nach dieſem Geſicht iſt mir der letzte Zweifel geſchwunden: ich ſchwöre dir: ſo haben die Heiligen geſprochen.

Nun erwäge meine Worte, vor allem aber die der Heiligen, und verweigre nicht deinen Beistand zu einem frommen und heiligen Werk.

Ich denke dabei nicht gleich an Krieg und Eroberung: ich will erst den Heiden für den rechten Glauben gewinnen, bevor ich ihm das Reich Burgund in die Hände spiele.

Und dazu hat uns Gott ein trefflich Werkzeug gegeben!

Du weißt, wie die Dinge bei uns liegen. Unsere beiden Könige zwar, Gundobad und Godigisel, die Brüder, sind Arianer, aber ihre Nichte, Hrothehild, die Tochter des verstorbenen dritten Bruders Hilperich, durfte die katholische Mutter bis zu ihrem Tod im rechten Glauben erziehen: und ich habe Gott und den Heiligen versprochen, die Seele der Doppelwaise ihnen zu erhalten trotz aller Anfechtung. Ja, dieses schöne, kluge, willenszähe und mir, — das heißt der Kirche, — schrankenlos ergebene Mädchen, mein Pathkind und Beichtkind, soll des

Merovings Gemahlin werden: dann müßte es doch ſeltſam zugehen, wenn wir, falls ſie und du und ich zuſammen wirken, den Heiden, der ſchon jetzt den Katholiſchen ſo geneigt iſt, nicht bald völlig gewönnen. Und als Gemahl der Tochter des verſtorbenen Burgunden-Königs — den dritten Theil des Reiches beherrſchte ihr Vater Hilperich — hat er ein Recht auf ein Drittel dieſes Reiches: die beiden andern Drittel mag ihm dann Schwert oder Vertrag verſchaffen.

Der Mann aber, der dir dieſes Schreiben überbringt, verdient dein volles Vertrauen: mündlich und ſchriftlich kannſt du ihm Alles mittheilen. Es iſt mein Neffe Cautinus. Ich grüße dich mit apoſtoliſchem Gruße."

VII.

Nachdem der aufrichtig fromme, gelehrte, aber auch sehr weltkundige und statskluge Bischof — er stammte aus einem jener senatorischen und infulirten Geschlechter Galliens, in denen die Senatur in den Curien der Städte wie der Bischofstab von Geschlecht zu Geschlecht thatsächlich erblich waren — in seinem Schreibgemach zu Genf das Schreiben nochmal sorgfältig durchgelesen und dann, zufrieden mit dem Inhalt und dem Verfasser, genickt hatte, schloß er es umsichtig mit seinem Sigelring, dessen schön geschnittner Stein, wie er meinte, den heiligen Petrus darstellte: in Wahrheit war es freilich ein Poseidon.

Nun gab er dem Velarius, der draußen den Zutritt zu dem Schreibgemach hütete, einen Wink: der führte einen jungen Mann in Priesterkleidung

herein: sie war aus den kostbarsten Stoffen säuberlich, ja vornehm gearbeitet und ließ dem etwa achtundzwanzig Jährigen sehr gut: sein scharf geschnittnes, echt römisches Gesicht ward nur für einen Weltentsagenden allzu unstät belebt durch zwei begehrlich funkelnde Augen, so schwarz wie das dichte, nun verschorne Haar: geschmeidig beugte sich die hagre, mittelgroße Gestalt vor dem Bischof, aber nicht allzutief.

„Mein ehrwürdiger Oheim hat befohlen," hob er an. „Ich gehorche ihm — wie immer."

„Das ist stark gelogen, Herr Neffe," lachte der Andre. „Du hast mir — und übrigens auch deinen Aeltern — immer nur gerade so weit gehorcht, als es dir beliebte. Das muß nun anders werden, Archidiakon: der Oheim konnte Ungehorsam, argen Leichtsinn und — Schlimmeres verzeihen: der Bischof verlangt blindes Gehorchen: die heilige Kirche versteht keinen Spaß. Das sollst du spüren! Also horch auf.

Ich will dir nicht alle deine früheren Streiche

und meine älteren Verdienſte um dich und deine Schulden, — das heißt deine Gläubiger! — vorrücken: — die Nacht, die herannaht, ginge darüber hin. Nur an das jüngſt vergangene will ich dich mahnen, um dir einzuſchärfen, wie Großes du mir zu vergelten haſt. Weibertoll warſt du von jeher . . ."

„Erſt ſeit meinem dreizehnten Jahr, Oheim!" lachte der Neffe, die glänzend weißen Zähne zeigend.

„Aber was du in den letzten Jahren alles gegen das ſechſte Gebot gefrevelt haſt, das iſt himmelſchreiend. Die Gattin des Grafen Victorius haſt du entführt, den Mann, der euch einholte, erſchlagen . . ."

„In offnem Kampf."

„Bald die Entführte laufen — oder ſitzen! — laſſen und ihre Schweſter . . ."

„Sie war wirklich viel jünger und hübſcher . . ."

„Sogar eine Gott geweihte Religioſa haſt du dann . . ."

„Brich ab, Oheim, es ſind ihrer, wie du ſelber ſo weiſe ſagteſt, zu Viele. Aber weißt du auch — doch wie

ſollteſt du, der du ſo heilig biſt! — und zumal ſo alt! — was mich dazu getrieben hat, in wildem Wechſel wilde Luſt zu ſuchen? O nein!“ Und nun nahmen die leichtfertigen Züge des jungen Prieſters einen unheimlichen Ausdruck abgrundtiefer, düſterer Leidenſchaft an. „Du kannſt es nicht ahnen. Sieh, Oheim,“ — in haſtiger Bewegung trat er dicht an den Biſchof und flüſterte mit funkelnden Augen — „mich verzehrt raſende Gluth um Ein Weib: — das einzige, nach dem ich verlange, mit heißer Gier. — Man hat ſie mir verſprochen! Man hat ſie mir genommen, einem Andern gegeben. Und in dem Sehnen nach dieſer Einen bild' ich mir ein, Andere könnten dieſen Durſt löſchen. — Umſonſt! So jage ich durch das Leben, die Weiber verderbend, mich ſelbſt verzehrend . . .“ Er hielt inne, ſeine Pulſe flogen, ſein Antlitz erglühte.

„Abſcheulicher! So wagſt du zu reden zu einem Prieſter des Herrn?“

„Ich beichte.“

„Schöne Beichte: ohne Reue, Buße und Beſſerung! Das Wergeld für den erſchlagnen Grafen, die vielen Bußen und Schweigegelder für deine andern Unthaten, die Koſten und — die Schulden deines maßlos ſchwelgeriſchen Lebens haben dein Erbe erſchöpft, meine Mittel ſtark geſchmälert. Es gab nur Ein Mittel, dich zu retten: ich beſchloß, dir die reichen Beneficien meiner Kirche zu Dijon zuzuwenden. Die Früchte ſind reich genug, die Schulden zu decken und dich trefflich zu nähren: und vergeuden kannſt du die unveräußerlichen Kirchengüter nicht. Aber Eile that Noth: die Gläubiger drängten! Und ſo mußte ich dir an Einem Tage hintereinander alle Weihen ertheilen, den craſſen Laien bis zum Archidiakon erheben: — nur einem ſolchen ſtehen jene Güter nach der Stiftung zu. Wohl würde ſtreng darüber ſchelten, erführ' er's, der heilige Vater zu Rom oder Remigius zu Rheims. Allein mir tröſtet das Gewiſſen das Eine: wahrlich, nicht nur um dir aus der Schulden-Noth zu helfen hab' ich die Canones verletzt: — vor Allem aus der

Noth der Schuld. Denn ich vertraue: du wirſt als Prieſter des Herrn, unter meiner Aufſicht, deine Laſter ablegen: und ſo rette ich deine Seele, mag darüber ein Verbot der Kirche verletzt werden."

Der Neffe verbeugte ſich jetzt ſehr tief, vielleicht um das ſpöttiſche Lächeln zu verbergen, das ſeinen Mund umſpielte.

„Und da ich deinen Eifer, deine Klugheit in weltlichen Dingen kenne, habe ich dich — du mußt mir ergeben ſein, denn du haſt ſonſt auf Erden keine Stütze! — auserwählt, einen Auftrag, gleich wichtig für die heilige Kirche wie für den ſehr — unheiligen! — Stat der Burgunden auszurichten. Nimm dies Schreiben. Du gehſt als mein Bote . . ."

„Wohin?" fragte Cautinus unwillig. „Doch nicht zu einem der langweiligen Klöſter? . . "

„Nein. An den Hof des Frankenkönigs."

„Ah! Wie gern!" rief der Neffe blitzenden Auges und ergriff eifrig die verſigelte Rolle.

„Und dann nach Rheims, zu dem frommen

Bruder Remigius. Ihm giebſt du dieſes Schreiben. Meine Aufträge an Chlodovech aber ſind ſo geheim, — und ſo gefährlich! — ich kann ſie dir nur mündlich anvertrauen. Mache dich reiſefertig. Dann komm wieder und vernimm, was ich dir für den Meroving zu ſagen habe."

„Ich werde ſie wiederſehen!" frohlockte Cautinus im Herzen.

VIII.

„An Theoplastus, Bischof von Genf, Remigius, nur durch die Gnade Gottes, nicht nach eigenem Verdienst Bischof von Rheims.

In Christo geliebter Bruder!

Nicht durch deinen Neffen, der noch gar wenig durch die so rasch hintereinander von dir ihm ertheilten Weihen der Weltlichkeit entrückt und dem Himmlischen gewonnen scheint, laß ich dir Antwort auf dein Schreiben zukommen. Denn ich halte kein Siegel für sicher in seiner Hand. Er mißfällt mir durchaus: und ich fürchte, die Verwandtschaft hat dir in seiner Würdigung die Klarheit des Blickes getrübt. Dein Brief aber ist schwerster, bedenklichster, schlimmster Dinge voll.

Verstatte dem so viel älteren Bruder ein freies Wort der Warnung.

Offen sage ich dir: durchaus verwerf' ich deine Sinnesart: und mit den Pflichten eines Christen, eines Priesters, eines Bischofs scheint sie mir wenig vereinbar. Die Weise, wie du dich deinem weltlichen Herrn, dem König der Burgunden, gegenüber, hinter der Pflicht der beschworenen Treue hinweg schleichen willst, kann mir gar nicht gefallen. Hart ist es ohne Zweifel, unter der Herrschaft von Irrgläubigen leben und zehnmal würde ich den Tod erleiden, eh' ich unter ihres Zwanges Druck auch nur ein Har von meinem Glauben wiche. Aber kluge Ränke spinnen, den König, den dir Gott nun einmal zum Herrn gesetzt hat, der Herrschaft zu berauben, — das sollte dir ferne sein! Hast du vergessen, was der Apostel an die Römer schreibt? „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit, sie sei denn von Gott verordnet."

Auch ich habe König Chlodovechs — vielleicht nur aus Klugheit gewährte — Milde gegen unsere heilige

Kirche hoch zu loben und täglich ſchließe ich mein Nachtgebet mit der Bitte, Gott möge ihn in den Schos unſerer Kirche führen: ich würde mich auch herzlich freuen, wollte der Himmel ſich einer wackern und frommen Ehefrau bedienen, des jungen Heiden Seele zu erretten.

Aber irgend die Hand zu einem Spiel der — Schlauheit bieten, um das herbei zu führen, das verbietet mir das Gewiſſen. Chlodovech iſt — ach! — ſo weit von Chriſti Geiſt entfernt, wie der Abgrund der Hölle vom Himmelreich. Was würde es helfen, beredete ihn ein jung und reizvoll Gemahl zur Taufe und ſeine Seele bliebe ſo durch und durch unchriſtlich, ja widerchriſtlich, wie ſie heute — leider! — noch iſt?

Ich arbeite an ſeiner Seele. Das iſt mein Recht, weil meine Pflicht. Deine Pläne der Statskunſt aber liegen mir fern. Wie ſprach der Herr? „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!“ Vergieb mir um Chriſti Willen, haben meine Worte dich verletzt.

Remigius, ein Knecht des Herrn.“

Nachdem Theoplaſtus dieſes Schreiben geleſen, zerriß er es unwillig in viele kleine Stücke.

„Und dieſe Einfalt darf auf dem hohen Stuhle von Rheims ſitzen!“ rief er entrüſtet. „Auf einer Säule in der ägyptiſchen Wüſte müßte er ſtehen! Aber warte nur! Wir wollen doch ſehen, ob barbariſche Kampf- und Herrſch-Gier, ein ſchönes Weib und ein eifriger Prieſter dieſen jungen Heiden nicht dahin führen, wohin der Himmel ohne Zweifel ihn geführt haben will. Die Heiligen meines Traumes können nicht gelogen haben.“

IX.

In dem ſaliſchen Gau Toxandria, auf dem rechten Ufer der Schelde, nahe der Mündung, waren die niemals tief eingeprägten römiſchen und chriſtlichen Spuren ſchon ſeit mehr als hundert Jahren völlig verwiſcht oder vielmehr überwachſen von germaniſchem Weſen, das die ſchon vor Julian hier eingedrungenen Salier verbreitet hatten. Auch dieſer letzte große Vorkämpfer des Römerthums in Gallien hatte die Franken hier nicht mehr zu vertreiben vermocht.

Zum Theil niemals gerodeter Urwald, zum Theil ſeit ein par Menſchenaltern aufgewucherter Friſchwald bedeckte weithin das Land: ein gewaltiger Hain, hart am Stromufer, war Wodan geweiht: neun Tage und neun Nächte — rühmte die Sage — könne hier Donars heilig Thierlein, das Eichhorn,

von Wipfel zu Wipfel ſpringen, ohne den Boden berühren zu müſſen.

Der Hain war umhegt: Gewaffnete, im Dienſt des Weihthums, hüteten die drei einzigen Eingänge im Oſten, Süden und Norden, im Weſten ſchützte der Strom. Im Norden gränzte der Götterhain mit einem ſtattlichen Allod, deſſen Halle mit der Rückſeite an den Fluß ſtieß: es war das Beſitzthum, das die Königin Baſina — das werthvollſte aus ihren Hofgütern — Guntbert und Bertrada bei ihrer Vermählung geſchenkt hatte.

Nur ungern hatte Chlodovech das geſchehen laſſen. „Ich will den gutmüthigen Menſchen um mich haben, hier, im Palaſt," grollte er. „Er iſt mir wie ein Schild oder ein verläſſig Roß oder ein wachbarer Hund ſo treu. Und dann: warum ihn auf einmal ſo reich werden laſſen? Er hätte immer noch ein bischen treuer werden müſſen, weil er immer noch was zum Leben von meiner Gunſt hätte erwarten mögen. Iſt ja dumm."

„Seine Mutter und ihr Vater haben wiederholt mein Leben gerettet," hatte die Wittwe grollend im Hinausſchreiten geſprochen.

„Ja, ja," lachte ihr der Sohn nach, „bei jener eiligen .... Reiſe aus Thüringland!"

Dorthin war das neuvermählte Par von dem Königshof gezogen. Die für die Arbeit erforderlichen halbfreien und unfreien Hinterſaſſen ſowie die Herden und das Geräth fand es auf dem Gute vor. Und mit freudigem Eifer ſchalteten die jungen Gatten in Haus und Hof, in Garten, Wieſe, Feld und Wald.

An einem warmen Auguſtabend ſaßen ſie bei ſinkender Sonne auf der Bank, die, auf mehreren Stufen erhöht, die ganze Vorderſeite des Wohnhauſes umzog: von dieſem ragenden Vorſprung aus konnte man über die Hofwere, — den Pfahlzaun — hinweg auf das Acker- und Wies-Land ſchauen, von dem das Geſinde nun, nach vollendetem Tagewerk, in die neben dem Herrenhauſe verſtreuten Häuslein und Hütten zurückkehrte, die Arbeitsgeräthe auf den Schultern.

Der Leute frohes Scherzen und Lachen bezeugte, daß es ihnen nicht übel erging unter der Herrschaft des glücklichen Pares: gute Menschen im Glück wollen Glück um sich verbreiten.

Guntbert hatte den linken Arm um seines jungen Weibes Nacken geschlungen, die Rechte hob den römischen Becher: — wie der dunkle Wein, der ihn füllte, ein Geschenk Basinas.

„Dank, Frau Sunna!“ rief er dem Abendgold entgegen. „Du hast uns ein gutes Jahr gegönnt. Du bist so schön wie gut — du bist gewiß Bertraden hier ähnlich!“ Und er trank den Becher leer.

„Nicht also, Liebster,“ mahnte die Frau, sich an seine breite Brust lehnend, — sie ließ die auf dem Boden wirbelnde Spindel einen Augenblick ruhen — „erzürne nicht die hohe Göttin durch frevelnden Vergleich!“

„Hei,“ lachte er, „Frau Sunna darf das nicht verdrießen. Hab' ich doch nichts auf Erden noch gesehen so schön und gut wie du!“

„Klein Theoda,“ meinte die Mutter mit zärtlichem Blick auf ein etwa vierjährig Mädchen, das im weißen Linnenhemdchen auf der Wieſe unterhalb der Hausſtufen ſaß und ſich bemühte, mit den kleinen Fingern die vielen weißen und rothen Blumen im Kreis zu einem Strauße zuſammen zu pflücken, — „Klein Theoda wird tauſendmal ſchöner als ich. — Da ſieh, da kommt Guntvalt angeritten! Hoch zu Roß!“

„Ohne Sattel! Auf dem feurigen Hengſt! Der Keckling,“ lachte der Vater. „Aber er fällt nicht: — er ſitzt feſt!“

Da trabte ein ſechsjähriger Knabe auf die Scheune neben dem Herrenhauſe zu, ſprang ab und öffnete weit die Thorflügel des Gebäudes; dann eilte er mit hohen Sprüngen auf das Schweſterlein im Graſe zu und drückte auf das blonde Har einen Kranz von blauen Kornblumen: die Kleine patſchte vor Freude in die runden Händchen.

Schon ſtand der Knabe vor den Aeltern und wies mit ausgeſtrecktem Arm auf das Stoppelfeld, das ſich

weit geſtreckt zur Linken des Hauſes dehnte: „Schau, Vater! da kommt der letzte Wagen. Hoch, hoch beladen! Die drei ſtarken Rinder können ihn kaum vorwärts bringen. Aber ich hab' auch tüchtig aufladen helfen! Das heißt: ich ſaß oben und ſtrich die Garben zurecht! Da hat mir die Milchdirn den blauen Kranz geflochten: — aber der iſt für Theoda, dacht' ich gleich."

„Wie du glühſt," meinte die Mutter und ſtrich ihm über die rothen Wangen. „Immer ſo wild, immer zu viel! Und den wilden Hengſt des Vaters beſteigen!"

„Ja, auf den Rindern kann ich doch nicht reiten, wie ein Knecht! Wie ſagte neulich der Vater?

„Der freie Franke
Gehört auf den Hengſt,
In der hauenden Hand
Das geſchwungne Schwert."

„Gut merkſt du dir ſo was!" lächelte die Mutter, „du Wildling. Aber haſt du auch den Spruch behalten, den ich dir neulich vorſagte, da du einſchliefſt?"

„Ich . . . ich glaube wohl:

„Waltender Wodan
Und du, dröhnender Donar,
Schützet und schirmt in der Schlacht
Guntbert, den guten.“

„Und“ — „ja, das von den Göttinnen? . . . Das hab' ich vergessen!“

„Und,“ schloß die Mutter:

„Freia und Frikk,
Befreundet, befriedet
Haus ihm und Hof.“

„Sieh, da wankt und schwankt der Wagen heran,“ sprach der Vater. „Wahrlich, Gott Frô gab gute Aerndte! Aber heiß war der Tag, die Arbeit schwer! Lauf, Guntwaltlein, und sag' dem Kellerknecht, er solle jedem der Leute zum Abend einen Becher Methes mehr reichen.“

Als der Knabe mit Einem Satz die vielen hohen Stufen übersprang, schüttelte Frau Bertrada das blonde Haupt und klagte: „Der Bub' ist allzuwild. Sein Muth ist ohne Maß. Du solltest ihn mäßigen.“

„Nein. Nur ihn lehren, die Gefahr auch kennen, und sie doch nicht fürchten. Jetzt ist er furchtlos ... aus Unwissenheit. Der wird schon recht! Hat ein Auge wie der Falke! Schießt jetzt schon mit seinem Knabenbogen fast wie ich. Der wird schon recht!“ wiederholte er, dem Sohne freudig nachschauend, wie der dahin flog über die Wiese.

„Ja! Denn er wird ganz wie du! — O mein lieber, lieber Mann.“ Sie blickte sich scheu um, — ob jemand herschauen könne, dann küßte sie ihn zärtlich. „Wie hab' ich dich lieb! Wie glücklich sind wir! Sind wir all die Jahre her gewesen. Ich hab' es nicht geglaubt, daß ein Herz so viel Glück aufnehmen mag. Oft wird mir bang zu Sinn: ob's wohl dauern kann?“

„Du thörig Kind! Warum denn nicht? Was quälst du dich!“

„Schilt mich, aber ich kann's nicht lassen. Ja, in deiner Nähe, hör' ich deine klare Stimme, seh' ich in dein stätes Auge, dann fühl' ich mich so sicher, wie

unter Donars Schild. Aber abends — spätabends, — wann die Kinder schlafen und auf die öde Halle die langen Schatten fallen — dort vom Nordwald her, — wann die grauen Nebel aus dem Schilf steigen und du bist noch immer nicht zurück von der Jagd unter jenen düstern Föhren — dann, dann beschleicht mich oft ein fröstelnd Grauen. Wenn du mir einmal gar nicht mehr wiederkehrtest . . .?"

Er lachte: „So leicht bezwingt mich weder Ur noch Bär."

„Es giebt Schlimmeres —."

„Doch nicht, daß ich wüßte!"

„Böse Menschen!"

„Die zwingen mich erst recht nicht."

„Nicht im Kampf! Aber . .! Ich muß immer denken an einen Blick abgrundtiefen Hasses, — du sahst ihn nicht — aber ich fing ihn auf!" — Sie schauerte zusammen.

„Nun? Wer? . . ."

„Jener Prieſter . . . der freche Römer — aus dem Burgundenreich.“

Jetzt lachte der Mann noch fröhlicher. „Cautinus? Nun, der, mein' ich, ſucht nicht mehr meine Nähe. Wohl gedenk' ich's! Er kam als Bote ſeines Oheims aus Burgundenreich zum König, gerade als ich dich nach einem Beſuch bei der Königin auf das Pferd hob, dich wieder hieher — nach Hauſe zu holen.“

„Schon als Laie hat er . . .“

„Um dich geworben, dich keck verfolgt. Er ward nun — der Prieſter — ganz bleich, als er dich, von meinem Arm auf den Sattel gehoben, wieder ſah. Unter dem Vorwand, dich mit dem Kreuzeszeichen zu ſegnen . . .“

„Wie durft' er's wagen! Von Donar ſtammen mir die Ahnen!“

„Berührte er dich an der Stirn und Einer Schulter. Eh er an die andre gelangte, lag er — ein par Schritte weit von dir — im Staub. Er hat dieſen Arm geſpürt: er kommt mir nicht wieder.“

„Ich ſah ſeinen Blick, als er ſich — ſtöhnend — aufraffte, und ich . . . Horch, was iſt das?“

„Hufſchlag! Ein par Gäule nahen raſch.“

Guntbert ſtand auf und ſchritt die Stufen hinab, auf die Thüre der Hofwere zu.

Schon tauchten aus dem Saum des nahen Gehölzes mehrere Reiter auf dem Stoppelfeld auf, bald waren ſie heran: noch vom Gaul herab, vor dem Abſpringen, rief der Vorderſte ihm zu:

„Eile dich, Guntbert! Steig zu Roß! Der König entbietet dich ſofort. Er entſendet dich auf wichtige Fahrt.“ —

„Wohin?“

„An den Königshof der Burgunden!“

X.

Wenige Tage darauf ſaßen der König und Guntbert in tiefem Geſpräch in dem Palatium zu Paris. Die Stadt hatte den Salier eingeladen, ſeinen Sitz von Soiſſons hieher zu verlegen, nachdem der Heide auf Bitten der „religioſen“ Schweſter Genovefa der Baſilika des heiligen Vincentius reiche Geſchenke gemacht und den Kirchen der Stadt ſeinen beſonderen Schutz zugeſagt hatte.

Das Palatium hatte dereinſt Julian bewohnt, — hier war Chlodovechs Urahn, Merovech-Serapio, des Caeſars Gefangener, bald ſein Gaſt und Freund geweſen. Heute ragen noch Trümmer aus jenen Zeiten in demſelben Ort, dem Garten des Muſée de Cluny.

Der junge Frankenkönig war im Laufe dieſer Jahre vom Knaben zum vollbewußten Manne durch-

gereift: zwar die feingliedrige, geſchmeidige Geſtalt war geblieben, aber der Geiſt hatte, vom Erfolge getragen, durch den Sieg verſtärkt, ſich mächtig entfaltet. Höher gereckt trug der Merovinq das Haupt.

„Nun, was ſagſt du?“ lächelte er. „Biſt du nun ein wenig zufrieden mit dem viel Geſcholtenen? Ich meine, ich habe gute Arbeit gemacht in dieſen Jahren. Wohlweislich wartete ich, bis mein übermächtiger Nachbar, der gefürchtete Weſtgote Eurich, die klugen und gewaltigen Augen geſchloſſen hatte: aber dann ging's Schlag auf Schlag. Was denn? Was denn? Bald hatten wir Soiſſons genommen: — ohne deinen Schild, du Treuer, wäre ich damals freilich nicht davon gekommen! —

Mein dummer Vetter und Nachbar, Chararich von Thérouenne (— wie kann er ſich mit dieſem Einen Gau begnügen! Ein Gaukönig iſt ein Zaunkönig!) half mir dazu, mächtig zu werden: er wird ſich wundern über den Gebrauch, den ich von meiner Macht machen werde! Man muß aber keinen Niedergeworfenen

wieder aufſtehen laſſen: ſonſt war die Mühe für nichts! Hochherzigkeit? Iſt ja dumm!

Obwohl ſchwer wund, ſchrieb ich gleich am Tage drauf an den Weſtgotenkönig Alarich nach Toulouſe..."

Guntbert nickte: „Der Brief war ein Meiſterſtück von Klugheit, Kühnheit und — Frechheit."

„Freilich! Wäs denn?" lachte Chlodovech. „Ich hatte nicht erfahren, nein: errathen, daß Syagrius dort Zuflucht geſucht. Ich verlangte alſo die Auslieferung des Flüchtlings: ſonſt, ließ ich ihm ſagen, hole ich mit ein par Freunden in Helmen mir den Römer ſelbſt aus dem Königshaus in dem ſchönen Toulouſe. Ich wollte dabei auch dem Sohn des ſtarken Eurich ein wenig in den Mund fühlen, ob der Zahn des Muthes geſund bei ihm ſei? Hei, zuckte der Zahn! Sofort, gegen die Pflichten des Gaſtrechts, in Ketten, lieferte er mir den Gaſt aus. Ich aber dachte, daß mein Vater vor Soiſſons ſich die Todeswunde geholt hat: — Blut um Blut. Der Gefangene ſtarb."

„Das war nicht edel.“

„Aber geſcheut! Auch Pflicht der Blutrache. Und wenn eine Pflicht einmal — ausnahmsweiſe! — mit der Schlauheit übereinſtimmt, wär' es ſehr dumm, die Pflicht nicht zu erfüllen. Leider liegen ſich beide meiſt in den Haren.

Seither haben wir wacker um uns gegriffen, ſodaß in Gallien ſchon ein Sprichwort im Schwange geht: „Den Franken habe zum Freund, aber nicht zum Nachbar“.

Nun käme — anderes liegt noch zu fern — an die Reihe das reiche Reich der Burgunden. Dort brodelt allerlei Wirrwarr, aus dem, mein' ich, etwas zu fiſchen iſt: vielleicht zunächſt nur ein Weib, ſpäter etwa mehr. Darauf zielt die geheime Fahrt, zu der ich dich entboten.“

„Du weißt, ſprach Guntbert mit bewölkter Stirn, „ohne Beſinnen folg' ich dir in die Schlacht gegen jede Uebermacht von Speeren. Aber ſolche geheime Schliche, — ſie gefallen mir nicht. Ich tauge nicht zu Liſt und Schlauheit.“

„Das weiß Loge," lachte der König.

„Alſo ſuche dir hiezu klügeren Genoſſen."

„Was denn? Klug bin ich ſelber! Genug für uns beide! Aber ich muß Einen haben, der — nun: einen lebendigen Schild. Denn merken ſie's, die Burgunden, daß ich ſie täuſchte, könnte doch zuletzt der Rückweg aus Burgundenreich etwas von Blut beſprengt werden. Alſo höre: Der Biſchof von Genf und manche andre einflußreiche Leute dortſelbſt wünſchen die Heirath aus allerlei — frommen und andern — Gründen. Ich aber — ich wünſche: — Burgund! Und mag ich auch nicht gerade ein häßlich Weib nehmen, — ich würde mir dann neben ihr wohl ſchon zu helfen ſuchen! — und will ich ſchon um deswillen die Braut ſehen, eh' ich ſie heimführe — vor Allem: ich muß — unerkannt — nach Burgund, zu ſpähen, ob die Trauben dort bald reif ſind zum Keltern? Und ſo ſchleiche ich mich, verſtohlen und verkleidet, in Genf ein, gleichzeitig mit einer Geſandtſchaft: deren Führer biſt du, mich im Nothfall herauszuhauen. Die Geſandtſchaft ſoll — du

verſtehſt! — den Gränzſtreit an der Seine ſüdlich von Troyes zum Austrag bringen: — in Wahrheit aber wollen wir prüfen, ob die Braut mir zuſagt und wie morſch etwa ſchon die Pfeiler jener wankenden und zwiegeſpaltenen Königsmacht geworden ſind."

„Aber . . . deine Mutter? Man ſagt, die Königstochter Hrothehild iſt ſehr eifrig im Glauben der Chriſten."

Hitzig ſprang Chlodovech auf: „Was denn? Meine Frau Mutter ſoll ja doch die Katholiſche nicht heirathen! Nur ich. Was die Jungfrau glaubt, iſt mir gleich. Und was ſie jetzt auch glauben mag: — Eins wird ſie noch glauben lernen: daß mein Weib mir zu gehorchen hat. Wir reiten morgen. Halte dich bereit!"

XI.

„In Christo theurer, aber noch mehr geld-theurer, schwer zu ertragender, Neffe! Ich begreife nicht, wie man in einer so kleinen Stadt wie dieses Nest Dijon so große Schulden machen kann! Hier das Gewünschte: — wieder einmal „zum letzten Mal“. Komm unverzüglich hieher nach Genf. Ich brauche deinen Rath, deine Hilfe, deine Kenntniß des fränkischen Hofes.

Eine Gesandtschaft des Königs Chlodovech ist eingetroffen: wegen der Seine-Gränze, so soll man glauben: Aber . . .! Komm. Die Aerndte reift endlich, die ich vor Jahren — allzu früh damals — gesät. Jedoch Hrothehild zählt jetzt vierundzwanzig Jahre: sie war nie so schön. Sie wird den Gesandten gefallen, sind sie nicht blind. Und sie folgt mir auf's Wort. Und ist klug, wie — nun, wie der Herr den Seinen befohlen hat, zu sein.

Allerlei mag in den nächſten Tagen ſich entſcheiden. Zur Zeit weilt keiner der beiden burgundiſchen Könige in Genf: ſie werden erſt in den nächſten Tagen erwartet. Einſtweilen verhandelt an ihrer Statt ein Conſiliarius mit den Geſandten. Aber mehr beinah als dieſe Geſandten beſchäftigen meine Gedanken ein ..... — Doch genug! Ich muß mit deinen Augen ſehen können.

König Gundobad eifert gegen dieſe Ehe: er wird ſie verhindern, wenn er kann. Und Remigius von Rheims und Avitus von Vienne ärgern mich um die Wette mit ihren frommen Bedenken. Unter den Heiligen und im Himmel mögen ſie beſſer Beſcheid wiſſen, auf der Erde und unter den Sündern bin ich genauer unterrichtet. Für den Himmel bleibt uns noch die ganze Ewigkeit. Auf Erden aber wollen wir herrſchen. Komm, ſag' ich! Es eilt!"

XII.

Die „galoppirenden Wellen“ des Rhodanus galoppirten vermuthlich vor vierzehn hundert Jahren ebenso anmuthig wie heute und die Schönheit des Geländes um den blauen See von Genf war gewiß damals nicht geringer, da es noch mehr Wald und weniger Häuser gab.

Es war ein warmer Septembertag. Und Sonntag. Die zahlreiche katholische Bevölkerung fand kaum Platz in der Basilika des heiligen Mauritius, die im Herzen der Stadt, auf dem linken Ufer, gelegen war, da, wo sich heute die Cathredrale de St. Pierre erhebt.

In großen Scharen strömten die Gläubigen aus den engen winkeligen Gassen der alten allobrogischen Festungstadt zusammen auf den Platz vor der Kirche

und drängten die ſteilen Stufen des alten Gebäudes hinan. Es überwog die römiſche Tracht der germaniſchen und das Ohr vernahm viel häufiger das Vulgärlatein der Provincialen als die ſchöne Sprache der Burgunden. Da an dem chriſtlichen Feiertag die Geſchäfte am Hofe ruhten, hatten auch die fränkiſchen Geſandten, fünf an der Zahl, geführt von Guntbert, Muße, ſich die vor der Kirche verſammelte Menge anzuſehen: ſie ſtanden auf der oberſten Stufe und ſahen auf das Gewühl herab, warfen auch wohl neugierige Blicke durch die Thürvorhänge in das Innere des Heiligthums, aus welchem ſüßlicher Weihrauchduft hervorſtrömte und, obwohl es heller Tag, der Glanz vieler Wachslichter ſtrahlte.

Hart an dem Eingang kauerte auf den harten Steinen ein alter Bettler: das weiße Haar ragte bis in die Stirne vor, unter jedem Arm lag dem Krüppel eine lange Krücke; er hielt den Frommen, wie ſie an ihm vorbei mußten, mit zitternder Hand einen alten vielgeflickten Reiſehut hin; er ſchien nur Vulgär-

latein zu verstehen, denn als ihn Guntbert mitleidig — auf fränkisch — nach der Ursache seiner Verkrüppelung fragte, schüttelte er unwirsch den zottigen Kopf und wischte über den langen weißen Bart.

Nun kamen Theoplastus und sein Neffe von dem anstoßenden Bischofshause her: ehrfürchtig wich die Menge schon vor den Knaben in weißen und rothen Mäntelein, die, Weihrauchfässer schwingend, dem kleinen Aufzug des Bischofs und der ihm folgenden Geistlichen voraufschritten. Aber manche Frauen drängten dann doch wieder heran, haschten den Saum des goldgestickten Mantels des Praelaten und führten ihn ehrfurchtvoll an die Lippen.

Nun erreichten Oheim und Neffe den Eingang: der Bettler hielt ihnen, den Weg mit dem ausgestreckten Arme sperrend, aufdringlich den Hut hin: da stieß ihn Cautinus mit dem Fuß gegen die Hüfte: „Platz da, du Hund!“

Außer sich vor Zorn schrie Guntbert: „Was wagst du?“ Die Faust fuhr ihm an's Schwert.

Ruhig ſchritt Cautinus weiter, ohne des Franken zu achten: nur ſeinem Oheim warf er einen Blick zu.

„Sie iſt wohl ſchon in der Kirche?“ fragte er ruhig.

„Ja wohl. — — Biſt du gewiß?“

„Unzweifelhaft. Schon geſtern, wie ich meinte, aus dem weißen Har eine kleine rothe Locke hervorlugen zu ſehen. Und nun dieſer dummwüthige Guntbert!“

„Gut, daß er ſie geſtern noch nicht anſprach. Heute ſoll er nun! Halte dann ihr Gefolge zurück. Ich ſag' es ihr gleich.“

Und in feierlichem Schritte durchmaß der Biſchof den Mittelgang der Baſilika: er blieb vorn rechts vor den Königsſitzen ſtehen. Da erhob ſich ein reich gekleidetes, auffallend ſchönes Mädchen, beugte tief das Haupt, daß die dunkelbraunen Locken unter ihrer goldnen Stirnbinde hervorrieſelten und küßte demüthig dem Praelaten die Hand, die Augen unter den langen, ſeidnen Wimpern niedergeſchlagen. Aber wie blickten

dieſe auf, als er ihr, die Hand ſegnend auf den Scheitel legend, ein par Worte zuflüſterte. Er ſchritt dann feierlich auf den Altar zu. —

Die ſchöne Hrothehild jedoch ſank tief athmend auf ihren Sitz zurück; ihre Wangen brannten, ihr Buſen wogte. Allein bald bemeiſterte ſie ihre Erregung: war ſie doch wohl geſchult und gezogen.

Der Gottesdienſt war zu Ende: das geringere Volk, das der Thüre näher ſtand, fluthete hinaus.

Theoplaſtus trat auf die Königstochter zu; deßgleichen Cautinus auf deren Gefolginnen, er ſprach eifrig mit ihnen.

„O in Chriſto geliebte Tochter," begann der Biſchof ſehr laut, „die für heute beſtimmten Bibelverſe ſchärfen die Pflicht der Wohlthätigkeit ein. Laß ſie uns üben: gemeinſam. Dort, vor dem Eingang, liegt ein armer, alter Krüppel. Wir wollen ihm ſpenden. Aber du weißt: mehr als das harte Gold erquickt den Ver-

achteten in ſeinem Elend der Balſam mitleidvoller Rede. Sprich mit ihm, liebe Tochter."

„Du weißt, daß ich in Allem dir gehorche," ſprach die Jungfrau tiefernſt und innig und ſchritt — ihm zur Linken — gegen den Ausgang hin. Die Gefolginnen blieben zurück: ſie kicherten, ſie lachten verſchämt bei des jungen Archidiakons verfänglichen Reden.

„Man merkt euch immer noch den Weltling an, ehrwürdiger Herr Cautinus," meinte die hübſcheſte unter ihnen.

„Nicht doch! Ich übe höchſte Frömmigkeit! Wie lautet das oberſte Gebot, holde Rathilde? „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt." „Das überbiete ich noch: denn," flüſterte er ihr in's Ohr, „ich liebe dich viel mehr als den ehrwürdigen Archidiakon von Dijon."

Einſtweilen ſtanden Theoplaſtus und die Königstochter vor dem Bettler. Die Stufen waren nun leer. Der Biſchof warf eine Münze in den hinge-

haltenen Hut und ſtieg ein par Stufen hinab, denen oben den Rücken kehrend.

„Armer,“ hob Hrothehild an, „du jammerſt mich im Herzen. Könnt' ich dir doch helfen.“ Und ſie löſte eine breite goldene Spange von der Schulter.

„Du kannſt, o wunderſchöne Hrothehild,“ erwiderte der, „aber nur mit viel geringerer Gabe als mit dieſer. Den kleinen Ring, den du am vierten Finger trägſt, den ſchenke mir. Nein: — ſtecke ſelbſt ihn mir an.“

Im Augenblick, da ſie nach ſeinem Wunſche that, ſchob er ihr plötzlich ſeinen Ring an jenen Finger und flüſterte ihr zu: „So, Königskind! Nun biſt du die Braut Chlodovechs, des Merovings.“

Und er ſprang auf: — der Platz war leer —: er umarmte und küßte ſie.

„Kein Auge hat's geſehen,“ ſprach der Biſchof, der ſich unvermerkt wieder gewendet hatte, „als Gottes. Und das meine. Welch' ein Wunder!“

„Was ſoll ich nun thun, mein Vater?“ fragte Hrothehild.

„Gott gehorchen, mir und deinem Bräutigam, dieſem edeln König. Unſer Gott hat das ſo gewollt von Ewigkeit.“

„Dann,“ lachte Chlodovech, „ſoll Euer Gott uns jetzt nur auch geſchwind von hinnen helfen! Was denn? König Gundobad will nicht, daß ſeine Nichte mein werde und zumal ihr Erbe, das er ihr vorenthält! Höre, ſchönes Bräutlein! Heut' abend — bevor das Weſtthor geſchloſſen wird — unter den Caſtanienbäumen vor jenem Thor. Du findeſt dort mich, ein raſches Roß und tapfre Weggeſellen. Fort! Man kommt aus der Kirche.“

Und er warf ſich wieder zu ſeinen Krücken auf die Erde.

Der Biſchof führte die Zitternde über die Stufen hinab.

„Ich bin mit dir zufrieden, meine Tochter. Doch Eins gelobe mir: er wähnt, er habe uns überliſtet. Nie darf er erfahren, daß wir ihn erkannt hatten. Stets muß er ſich für den Klügeren halten und wir müſſen die Klügeren ſein.“

„Ich werde gehorchen, mein Vater. Aber . . .“

„Kein Aber will ich hören,“ rief er ſcharf und ſtreng. „Jahre lang hab' ich dir verkündet, was Gott durch dich ſchwaches Werkzeug Großes, Wunderbares erreichen will: — er hat's mir im Traum offenbart. Deßhalb gab er dir dieſe Schönheit deines Leibes, die feine Klugheit des Geiſtes, den zähen Willen und den Gehorſam gegen deinen Seelenhirten. Du, Hrothehild, ſollſt dieſen tapfern König und ſein Volk vor den ewigen Flammen erretten und gewinnen für den Himmel — und die Kirche. Vergiß dann, ſtehſt du auf der Höhe der Macht, nicht des Wegweiſers, der dich hinangeführt.“

„Niemals. Meine Seele iſt des Himmels Magd und die Deine.“

„Nun, überſtolzer König Gundobad und überfrommer Remigius und übertugendhafter Avitus und überſchlauer Meroving, — wer hat nun den Sieg behalten?“

XIII.

Sechs Monate darauf ward zu Paris mit großem Gepränge die Vermählung Chlodovechs mit der burgundiſchen Königstochter gefeiert.

Jubelnd begrüßten die Römer, das heißt die Katholiken, ihre Glaubensgenoſſin: ſie gewann gleich nach ihrem Eintreffen in der Seineſtadt deren höchſte, wärmſte Liebe, als ihr erſter Gang ſie in die ſtille Zelle Genovefas führte, in dem nahen Dorfe Avron, wo ſie vor allem Volke vor der Jungfrau ſich in den Staub warf, die durchſichtigen, magern Hände küſſend, dieſe Hände, die nach dem frommen Glauben des Volkes bereits viele Heilwunder verrichtet, ſo die eigne Mutter der Heiligen wieder ſehend gemacht hatten, nachdem ſie Jahre lang erblindet war, als Strafe des Himmels,

weil ſie der Tochter den allzuhäufigen Kirchenbeſuch zu verbieten ſich unterfangen hatte.

Genovefa, die wahrhaft demüthige, hob ſie raſch an ihre Bruſt und ſprach: „Schwiegertochter Childirichs, ſpüre, wie dies Herz für dich ſchlägt. Jetzt ſtehſt du im Glanze des Glückes: ziehen die Schatten der Schmerzen über dein Haupt, dann komm zu Genovefa: ihr Gebet ſoll ſie verſcheuchen. Ich liebe dich, meine Tochter.“

Am Tage vor der Vermählung war Chlodovech gar guter Dinge. Denn Vieles war ihm wieder geglückt inzwiſchen.

Er ſaß mit ſeiner Braut und zwei Geiſtlichen in dem wohl gepflegten Garten des kleinen Palatiums, in deſſen Springbrunnen ein heidniſcher Triton — Julianus der Abtrünnige hatte ihn einſt errichten laſſen — Waſſer aus ſeiner Muſchel ſprühte und die Frühlingsblumen befeuchtete, die rings um den Marmorrand ſproßten.

„Wenig wähnte ich, holde Entführte,“ lachte er,

zärtlich über ihren vollen Arm ſtreichend, „als ich dich damals unter jenen Bäumen auf mein Rothroß ſchwang und mit dir davon jagte in das Abenddunkel, daß es Winter und Frühling werden würde, bis ich dich meine Gemahlin würde nennen können. Scharf war mir deine Sippe auf den Ferſen ſeit jenem Abend.“

„Ja,“ ſeufzte Hrothehild, „viel Blut iſt gefloſſen um unſeres Ehebundes willen. Deſto heiliger und ſegenreicher für alle die Deinen müſſen wir dieſe Ehe darleben. Theures Blut . . .“

„Bah! Was denn? Nicht ſo ſchlimm. Am Meiſten leid that mir dabei mein eigen Blut, als uns die Verfolger eingeholt hatten und eine Wurflanze mir die Schulter ſtreifte. Abermals hat der wackre Guntbert mich gerettet in jenem Walde.“

„Wir ſchulden ihm Dank. Man ſieht ihn nicht am Hof,“ meinte Hrothehild. „Wo weilt er?“

„Bei ſeinem ſchönen Weibe, fern in Toxandrien.“

„Beide ſind,“ ſprach eine herbe Stimme, „eifrige

Götzendiener: ich glaube, wir Prieſter des Herrn haben ihn verſcheucht."

„Hei, Cautinus," lachte Chlodovech, „Guntbert? Der ſcheut nichts. Nicht dich, noch deinen Teufel."

„Aber," fuhr Hrothehild fort, „auch abgeſehen von jenen Reitern, die ihr abwehrtet: — wie viel Blut iſt ſeither gefloſſen! Dem Angriff meines Oheims Gundobad kamſt du zuvor . ."

„Und holte mir das Erbe deines Vaters, das er für ſich behalten wollte. Zum Glück hatte das König Godigiſel, deinen dümmeren Oheim, ſchon lange ſo verdroſſen, daß er mit mir zuſammen gegen Gundobad zog. Wir ſchlugen ihn bei Dijon; aber kaum hatte ich den Rücken gewandt, als der Beſiegte pfeilſchnell ſich auf Godigiſel warf, ihn zu Vienne gefangen bekam und . . ."

„Tödten ließ!" klagte die Braut.

„Was denn? Kann's ihm nicht verdenken. Hätt's ebenſo gemacht. Zum Glück hab ich keinen Bruder.

Das heißt: zum Glück für ihn. Zwei Merovingen hätten nicht Raum in meinen par Gauen."

„Ich bringe Blutschuld als Mitgift."

„Was denn! Was können wir dafür, daß die Andern nicht wollten wie wir? Du brachteſt mir den dritten Theil von Burgund."

„Und dieſen frommen Biſchof hier: — meinen geiſtlichen Vater Theoplaſtus. Er iſt mehr werth als ein Königreich."

Der — er ſtand hinter ihr — legte ſegnend die Hand auf ihren braunen Scheitel.

„Na," lachte der Bräutigam, „das kommt auf den Geſchmack an. Uebrigens freilich: für dieſen heiligen Mann und ſeinen minder heiligen Neffen war nicht mehr des Bleibens in Genf und Dijon nach unſerm ... Abendritt: gar eilfertig kamen ſie uns nachgereiſt! Nun, einſtweilen müſſen ſie ohne Bisthum und Archidiakonat als meine Gäſte hier im Palatium leben: es iſt nichts frei. Das heißt: der fromme Remigius von Rheims hat ſich ſcharf gegen euch

beide erklärt: — er ſcheint nicht ſehr zufrieden mit euch, he?“

Theoplaſtus zuckte mit den Achſeln: „Er iſt gar zu heilig. Niemand thut ihm genug.“

„Er leidet an geiſtlicher Ueberhebung,“ tadelte Cautinus.

„Das ſage nicht!“ rief die Braut. „Ich verehre ihn tief: — ich bewundere ihn.“

Chlodovech nickte: „Ja, das iſt der beſte Mann, den ich kenne, unter Heiden und Chriſten.“

Einen mißgünſtigen Blick warf der Beichtvater auf beide. „Geh nun liebe Tochter zu deinen Gefolginnen. Ich habe noch Einiges mit deinem Bräutigam zu reden. Geleite ſie, Archidiakon.“

Als das Mädchen mit Cautinus den Garten verließ, eilte ihr Chlodovech nach, ſie zu umarmen.

Aber raſch trat der Biſchof dazwiſchen: „Zurück, Herr König! Nicht vor der Zeit. Hört erſt der Kirche Bedingungen.“

Roth vor Zorn ſah Chlodovech der Verſchwindenden nach.

„Wàs denn? Wàs denn? Herr Biſchof?“

„Geduld. Du weißt: ein Großes iſt es, daß die Kirche dieſer ihrer Tochter geſtattet, einem Manne ſich zu vermählen, der — noch — nicht der Kirche angehört.“

„Das ſchien dich damals vor der Baſilika zu Genf wenig zu kümmern.“

„Ich wartete auf deine Bekehrung.“

„Da kannſt du noch lange warten! Hei, Frau Baſinas Augen bei meiner Taufe! Möchte ſie nicht ſehen!“

„Du aber wollteſt nicht noch länger warten auf die Braut.“

„Nein,“ rief der Bräutigam, mit einem heißen Blick der Verſchwundenen nachſchauend, „denn bei Freia! ſie iſt ſchön, üppig ſchön.“

„So danke mir, daß ich nicht, wie jener ſtrenge Remigius, den du mir vorziehſt, deine Wünſche

aufhalte. Er beharrte auf deiner vorgängigen Taufe. Ich nicht, weil . . . weil ich dich mehr liebe als jenes „Tugendwunder“ zu Rheims. Aber vernimm nun die Bedingung, unter der allein ich die Trauung vornehme, das heißt: die Kirche ihre Tochter dem Heiden giebt.“

Zornig fuhr der König auf. „Braucht ſie mir nicht zu geben! Habe ſie in meiner Gewalt! Was denn? Iſt ja dumm! Wirfſt du mir Knittel in den Weg zur Kirche, ſo halte ich den Brautlauf mit der Vollarmigen nach Friggas und Donars Weiſe und trage ſie flugs auf dieſen Armen in mein Ehebett.“

„Du weißt recht gut, daß ſie es dann nur als Leiche verläßt. Sie ſtirbt, wird ſie — ohne der Kirche Trauung — dein.“

Chlodovech knirſchte mit den Zähnen: „Bei'm lodernden Loge. Ja, ſie iſt ſo! Hel hole dieſe Kreuzprieſter! Schlau, falſch, zäh, herrſchgierig und herrſchaftgeübt! Nun alſo, was denn? Heraus mit der Bedingung!“

„Die Kinder, die ſie dir bringen wird, gehören der rechtgläubigen Kirche.“

Chlodovech blies hörbar vor ſich hin: „Puh! Wenn's weiter nichts iſt! Meine Buben mögen glauben, was ſie wollen! Oder doch: was ſie können! Können oder wollen ſie eure Sprüche nicht behalten, werden die bald vergeſſen ſein. Meintwegen!“

„Da du ſo raſch nachgabſt, will ich dir die zweite Bedingung erlaſſen.“

„Noch eine? Wàs denn? Wàs denn?“

„Daß du — zur Abtödtung des Fleiſches — die erſten drei Tage dein Weib meideſt.“

„Hei,“ lachte der Bräutigam grimmig. Weiter nichts? Das iſt ja hölliſch ausgeſonnen. Beſtandeſt du darauf, hätt' ich dich die drei Tage über Feuer gehängt, damit du ſpürteſt, wie ich ſie verbringe!“

XIV.

Kaum war der Biſchof in den Palaſt getreten, als von außen, von der Straße her, die durchſichtige Gitterthüre geöffnet wurde und eine hohe Frauengeſtalt in grauen Trauerkleidern über die Schwelle ſchwebte.

Langſam, feierlich ſchritt ſie heran.

Wenig erfreut kam ihr Chlodovech entgegen.

„Mutter! Du im Palaſt? Ein ſeltner Gaſt.“

„Du ſagſt es: ich bin hier eine Fremde.“

Die königliche Frau hatte ſich ſtark verwandelt in dieſen Jahren: nicht das Alter, aber Gram und Weh hatten tiefe Furchen in das edle Antlitz gegraben: ihr Har war ſchneeweiß geworden.

„Was willſt du von mir?“ fragte der Sohn unſicher.

„Abſchied nehmen.“

„Mutter!“

„Ich verlaſſe dieſe Stadt. Ich will die Halle nie mehr ſehen, in der die Chriſtin den Hochſitz einnehmen wird, den ich, die Wodanstochter, Wodan und Frikk geweiht.“

„Aber was denn!“ Ich habe doch niemals verſprochen, nur Heidinnen zu heirathen. Ich habe Keinem ein ſolch' Wort gegeben!“

„Kein ſolch Wort. Aber du weißt, was der Sinn des ſterbenden Vaters heiſchte. Brichſt du einſt auch dein Wort gegen die Götter und ihre Verehrer, dann — — wirſt du mich wieder ſchauen. Ich — hör' es, mein Chilbirich, oben in Walhall! — ich halte mein Wort und erfülle meinen Schwur.“

So begeiſtert, ſo feierlich, ſo drohend ſah das hehre Weib, wie es den rechten Arm hoch gen Himmel hob, daß den kecken Sohn doch ein leiſer Schauer durchfröſtelte. Aber gleich wieder warf er das rothe Gelock in den Nacken.

„Wäs denn! Was für einen Schwur? Weiß nichts davon!“

„Bete, daß du es nie wiſſen lerneſt.“

„Ah, iſt ja . . . Und wohin willſt du dich wenden?“

„Nach Toxandrien. Die Prieſterinnen in dem Wodanshaine dort, — neben Guntberts Hof — ſie wünſchen, mich in ihre Mitte aufzunehmen.“

Erleichtert athmete er auf. „Iſt gut!“ dachte er. „Iſt weit, weit weg. Hier würde ſie unaufhörlich mahnen, klagen, ſchelten. — Nun, Mutter, ſo lebe wohl.“

„Du aber lebe: ſo lang du die Götter ehrſt und ihre Heiligthümer ſchützeſt!“

Und ſie wandte ſich und ſchied — ohne Gruß.

XV.

Nicht ein Jahr war in's Land gegangen, da war die Frau Königin Hrothehild eines ſtarken Knaben geneſen.

Groß war des jungen Vaters Freude: er wohnte auch ganz willig der Taufe bei, die mit großer kirchlicher Pracht und Herrlichkeit in der Baſilika des heiligen Vincentius von Theoplaſtus gehalten wurde; nur zuletzt ward er ein wenig ungeduldig, als die lateiniſchen Reden und Geſänge der Geiſtlichen gar kein Ende nehmen wollten.

Auch hatte er nicht gelitten, daß der fromme Name „Theodor“ gewählt werde: „Wäs denn? Iſt ja dumm!“ hatte er gerufen. „Soll ich mir meinen eigenen Buben immer erſt aus dem Griechiſchen überſetzen? „Kampf-

reich" ſoll ſein Leben ſein: und nach alter Merovingen-Sitte ſoll er heißen wie ſein Großvater: „Childirich, Kampfreich."

Die ſchöne, junge Mutter lobte ihn nach dem Schluß der feierlichen Handlung, daß er ſo gut Wort gehalten und die Taufe des Sohnes geſtattet habe. Er küßte ſie heiß auf den Mund. „Was denn? Ich halte immer Wort. Oder doch — meiſtens," lachte er. „Und wenn's klug iſt, — immer. Wir haben Heiden und Chriſten im Lande: — da muß man mit zwei Rudern fahren. Uebrigens," — murmelte er für ſich, — „Vorſicht kann nicht ſchaden. Man kann dem Einen Gott rechts opfern und den vielen Andern links."

„Was raunſt du da? Was meinſt du?"

„Oh nichts."

Aber er meinte doch etwas.

Als die warme Frühlingsnacht gekommen war, glitt er geräuſchlos in das dunkle Gemach, in welchem das

Kind, von einer Dienerin gehütet, in der Wiege lag, bedeutete der Alten durch gebietende Drohung Schweigen und trug den ſchlummernden Säugling hinaus ins Freie, in den ſchweigenden Hof des Palaſtes. Dort hing an einem Pfeiler ſein dallenreicher Erzſchild: er nahm in herab, legte das Kind hinein und hob das „Schild-Kind“ mit beiden Armen hoch gen Himmel: „Da habt ihr ihn, Wodan und Donar und all ihr andern! Euer ſoll er ſein. Wenigſtens halb! Nehmt's nicht krumm, daß ich ihn halb dem — nun, dem Gott Hrothehildens geben mußte. Wirklich, — ich konnte nicht gut anders. Wàs denn? Ich mußte ſie doch haben: — ſie iſt gar ſo ſchön! Das ſeht ihr ſelber ein. Du, Wodan, verſtehſt dich auf ſchöne Weiber und ihren zwingenden Reiz! Und was ſchadet's euch? Der andre iſt ja doch wohl auch ein Gott! Helft ihr dem Buben, wie jener. Und zum Zeichen, daß er auch euch gehören ſoll — da — ſeht, — hänge ich ihm dies Bernſtein-Angebinde um den Hals: ſieht aus wie ein Kreuz: das werd'

ich ſeiner Mutter klar machen — aber," lachte er, „iſt ja keins! Ihr wißt es beſſer: iſt ja — aus meines Vaters Erbe — der Hammer Donars. So gehört er euch wie dem Kreuzgott. Aber das bleibt unter uns."

XVI.

Die zwiefache Empfehlung des Kindes: die öffentliche in den Schutz des Chriſtengottes und die heimliche in den der Heidengötter ſollte doch nicht fruchten: wenige Stunden nach der Taufe erkrankte es ſchwer und ſtarb trotz der Gebete und Gelübde der Mutter und den — heimlichen — Opfern des Vaters noch in den weißen Taufgewanden.

Es traf Chlodovech noch anders als die tiefgebeugte Frau.

Unwillig, ja zornig kam er von der Beiſetzung des kleinen Sarges in der Krypta der Baſilika des heiligen Vincentius zurück zu der in Thränen aufgelöſten.

„Nun, was denn? Was denn?“ ſchalt er. „Jetzt freilich Thränen, nichts als Thränen! Statt zu

fragen, warum? Der Bub war ſtark gezeugt und geſund geboren: wäre ein feſter Kerl geworden! Warum erkrankt er plötzlich und wird ausgeblaſen wie ein Licht? Trotz allem Gebetplärren der Kreuzprieſter in den Baſiliken! Und trotz ſo viel Pfunden Gelübde-Wachſes für die Kirchenkerzen! Und trotz der Austreibung des Fieber-Dämons durch Theoplaſtus. Und trotz" — er wollte ſagen: „meiner Opfer für die Götter": — aber er fing das noch auf. „Und trotz der trefflichen Pflege der Jungfrau Genovefa, die dich faſt noch in Mühung überbot. Todt liegt der prächtige Bub. Warum? Weißt du Antwort?"

„Die Wege meines Gottes ſind unerforſchlich," ſchluchzte die Mutter.

„Ja, aber koſtſpielig für ſeine Gläubigen! Iſt ja dumm! Ich will dir ſagen warum das arme Thierlein ſterben mußte." Scheu ſah er um, als könnten ſeine Worte plötzlich beſtätigt werden. „Das iſt die Strafe, der Zorn, die Rache der alten Götter! Ihrem Schutz — allein — hätt' ich das Kind

oertrauen müſſen. Dann wär' es nicht geſtorben! Aber ſie haben zeigen wollen, daß euer Chriſtengott nichts vermag gegen ſie: er konnte den Knaben nicht ſchützen, für den doch ſo viele Geſchorene beteten. Und in den von Genovefa geſtickten und geſchenkten Taufkleidern ward er von der Sucht befallen: —, wie ihr und euch allen und eurem Chriſtus zum Hohne. Uh, uh! Dieſer Beweis macht mich ſehr ſtutzig. Ich fing ſchon beinah an, zu glauben, euer Gott ſei mindeſtens ebenſo ſtark wie Wodan und Donar. Aber das ſcheint mir doch nun gar nicht mehr. Ich muß wieder den Göttern eifriger . . . he, Anſovald, rüſte zum Feſt der Göttin Oſtara ein reichlich Opfer zu: Eier, Hühner, Oſtara-fladen. Auch ein Sonder-Opfer für Wodan um Sieg: ſechs Roſſe. Aber höre," flüſterte er, als ob es der Siegesgott nicht hören ſolle: „nicht gerade von den allerbeſten; ſuche die nicht mehr ſattelſtarken aus!"

XVII.

Vor Ablauf eines Jahres hatte die Frau Königin einen zweiten Knaben geboren.

Nun ſträubte ſich Chlodovech auf das Äußerſte, ſeinem Verſprechen gemäß auch dies Kind taufen zu laſſen. Laut ſcheltend, heftig den rothgelockten Kopf ſchüttelnd, lief er von dem Lager der Wöchnerin, drang dieſe auf Erfüllung ſeines Wortes.

„Soll der zweite nach Hel fahren wie der erſte, vom Zorne meiner Götter getroffen, von eurem nicht geſchützt? Nichts da! Meine Buben werden gezeugt und geboren, die Franken zum Siege zu führen, nicht dahin zu ſiechen wie herzfaule Knospen! Iſt zu dumm!“

Vieler Bitten und bittrer Thränen und ſüßer Küſſe der ſchönen Frau bedurfte es, bis er endlich

nachgab. „Nun in der Dummheit Namen: — sei's. Ich will diesmal noch mein Thorenwort halten. Aber das sag' ich dir: stirbt auch dieser Knabe, — Chlothachar, „Ruhmesherr" soll er heißen — dann: ja dann — — — nun merk' auf! — muß mir meine Knaben irgend ein ander Weib gebären, das zwar gewiß nicht so schön sein wird, wie du, das mich aber nicht bei einem Worte halten kann, das ich dieser Mutter meiner künftigen Kinder nicht gegeben habe."

„Chlodovech!" schrie die Frau entsetzt, „du drohst mir ohne Scham und Scheu mit Ehebruch?"

„Wäs denn, wäs denn? Ist ja zu dumm! Sehr dumm sogar! Unser Recht verbietet nicht die Nebenfrau. Und eines Merovingen Söhne, erkennt er sie nur an, sind folgefähig, mögen sie Ehefrauen zu Müttern haben aber nicht. Also — du bist gewarnt! — Unter solchem Wagniß laß' ihn taufen. — hast du so stark Vertrauen auf deinen Gott."

Die fromme Königin, empört über die ruchlose

Drohung und zugleich klug genug, zu erkennen, daß eine Mutter lebenbleibender Söhne sie unvermeidbar aus ihrer beherrschenden Stellung verdrängen würde, seufzte und weinte: denn neben der Sorge um des Gatten drohende Versündigung quälte die sehr Herrschaftbeflissene die Furcht vor dem Herabsinken in Ohnmacht gegenüber einer glücklicheren Nebenbuhlerin. Aber doch: — nicht einen Augenblick schwankte sie. Ihre Herrschsucht und echt weibliche Schlauheit und bangende Eifersucht kamen nicht auf gegen den starken, zweifelfreien Glauben ihrer Seele: fromm angelegt war sie durch die Mutter und den Beichtvater im Widerstand gegen Heidenthum und Ketzerei, im begeisterten Festhalten am rechten Glauben erzogen worden und Jungfrau Genovefa, die täglich ihre „Tochter" aufsuchte, bekräftigte sie in solcher Vertiefung: mehr noch durch ihren Wandel, durch ihr engelhaftes, unirdisch-edles Wesen als durch ihre Worte.

„O Königin," sagte die Jungfrau einst, „der heißeste

Wunſch meiner Seele war geweſen, die Seele des Vaters zu retten, den nicht nur Götzendienſt gefangen hielt: — noch ſchwerere Schuld, die eine Jungfrau nicht ohne Schamerröthen nennen, ach nicht ohne Herzensqualen denken kann. Jener Wunſch blieb unerfüllt: König Childirich, der Herrliche" — heiß ſchoß ihr da das Rothe in die ſonſt ſo farbloſen marmorblaſſen blutleeren Wangen — „ſtarb als Heide und . . . in Baſinas Armen."

„Seiner Gattin!" meinte die Königin.

Erſchauernd zuckte die gottgeweihte Jungfrau; ſie öffnete haſtig die blaſſen Lippen: . . . aber ſie unterdrückte das darauf ſchwebende Wort und begann auf's Neue:

„Mein zweiter Wunſch gilt, — nach dem Vater — dem Sohne. Königin, . . . wir müſſen ſeine Seele den ewigen Flammen entreißen. An dem Abend des Tages da ſein, . . . da Childirichs Sohn die Taufe genommen, mag der Herr ſeine Magd abrufen in Frieden. — Du aber werde nicht irr und ſchwank im Glauben.

Vertraue, daß Gott der Herr dein Kind dir wird erhalten: — mir sagt's der Geist und ich weissage dir: ja, wahrlich dieser Knabe Chlothachar wird am Leben bleiben und dereinst alle Gaue der Franken — viel mächtiger denn sein Vater — beherrschen! Beharre darauf, — es ist deine Pflicht gegen des Kindes Seele! — daß es der Kirche zugeführt werde."

Und Hrothehild, solcher Mahnung kaum bedürftig, beharrte.

Und Chlodovech gab schließlich nach: denn er war auf einen schlauen Gedanken gekommen, der ihm lebhaft gefiel. „Höre," rief er dem Antrustio Ansovald zu, der ihm, seit Guntbert den verchristneten Hof mied, am Nächsten stand. „Höre — bestelle die Opfer die ich dir auftrug, alle wieder ab: Frikk, vor allen Göttern und Göttinnen, sollte den Knaben schützen. Laß die Opferkuchen ungebacken, die da der Göttin nährende Brüste darstellen und die Fische mit den Roggen-Brühen ungesotten."

„Herr, glaubſt du nicht mehr an . . .?“

„Unſinniger!“ rief Chlodovech und verhielt ihm den Mund. „Wie kannſt du ſo unvorſichtig reden? Wenn ſie's nun hören? Sie haben feine Ohren da oben in Asgardh. Sind ſie auch — glücklicherweiſe! — nicht allwiſſend, wie der Herr Chriſtus und ſein Herr Vater und dann der dritte, der auch wieder Eins mit den beiden andern iſt. [Das ſoll ein Menſch begreifen! Das heißt: nein! Man ſoll's ja nicht begreifen, nur glauben. Iſt auch hart!] Dieſe Allwiſſenheit der drei chriſtlichen Götter [das heißt: nein: ich bitt' euch um Verzeihung alle drei. Das heißt nein: Ihr ſeid ja nur Ein Gott. Drei fränkiſche Gaukönige ſind aber mehr als Einer und um zwei zu viel!] iſt mir von all ihren Tugenden die zuwiderſte: nämlich, die wiſſen dann alſo auch, was zu thun man ſich nur einmal ſo ein bischen überlegt hat? Da hört doch alle Sicherheit und Ruhe des Denkens auf! — Alſo, was ich ſagen wollte. Durchaus glaub' ich an die Götter — hört es, all ihr zwölf da oben in Asgardh! Oder ſeid ihr mehr, dann

hört es auch ihr. Nur glaub ich — ein wenig —, daß auch Hrothehildens Götter [das heißt Gott], lebet: irgendwo da oben — der Himmel iſt ja ziemlich groß! Und nun wollen wir einmal an dieſem Knaben Chlothachar eine Probe anſtellen. Den erſten, den armen Childirich, — war ein freudiger Bub! — den hab' ich — das ſag' aber nicht der Frau Königin! — heimlich auch den Göttern geweiht. Er ſtarb. Nun wollen wir einmal den zweiten ganz ausſchließend dem Chriſtengott weihen, den Göttern aber gar nicht. Nun ſoll der Chriſtengott mal zeigen, was er kann. Die Götter werden — aus Rache, kann's ihnen nicht verdenken, thät's eben ſo! — und uns ihre Macht zu zeigen, das arme Kind tödten wollen: — ei, nun ſoll Herr Chriſtus einmal ſeine Kraft erwahren! Sein Ruhm, ſeine Macht gegenüber unſern Göttern ſteht in Frage. Bei'm lodernden Loge: — ich ließe mich dabei nicht ſuchen. Er allein ſoll das Kind am Leben halten: — wenn er kann. Hörſt du's, Herr Chriſtus? Ich fordere dich dazu heraus . . . Freilich,"

fuhr er nach einer Weile ganz trübſelig fort, „das Kind kann darüber in die Brüche gehen. Iſt Wodan ſtärker als Chriſtus, dann geht der Kampfpreis drauf. Aber ... was denn? Ich — ich komme dann darüber zur Klarheit, wer ſtärker iſt von den beiden Göttern. Und dieſer Zweifel quält mich ſchon lang. Meine ſchöne Frau liegt mir Tag und Nacht in den Ohren: — die alten Götter dagegen haben keine ſolche Fürſprecherin. Denn Frau Baſina ... iſt nur meine Mutter — und weit weg: Dank dem Gotte, der irgend dies Verdienſt hat: (werden wohl die von Asgardh ſein!). Freilich, den Buben ſetz' ich dabei auf's Spiel. Aber erſtens, ſchau', Anſovald, iſt er nicht ſo ſtark und ſtattlich, wie ſein Bruder war. Und zweitens, geht er drüber zu Grunde — nun, ſo iſt's erwieſen, daß es nichts iſt mit dem Chriſtengott. Und dann wird ſich mir manche Heidin nicht weigern, mir Merovingen zu gebären (ich kenne etliche, die mir gern den Wunſch erfüllen: — recht gern auch noch! So die ſchlanke Wintrud in Soiſſons), die,

nur den alten Göttern geweiht, am Leben bleiben werden. Frau Hrothehild, nun bete, daß der Bub nicht krank wird. Es wäre ſchlimm für deinen Gott und . . . dich!“

Nicht dieſe Gedanken beſchäftigten ſie doch, als ihr Mutterherz in Angſt verſetzt ward, da in Bälde das Kind von der gleichen Krankheit befallen wurde, die ſeinen Bruder hingerafft hatte: ſie wich — von Genovefa abgelöſt — nur dann von ſeinem Lager, wann ſie in die kleine Capelle des Palaſtes eilte: der Raum war das Schreibgemach Julians geweſen, in dem er vor ſeiner Erhebung zum Imperator heimlich den Olympiern geopfert hatte: nun hatte eine Burgundin die Wände, die damals die Opfer für Phoebos-Helios geſchaut, mit den Sinnbildern des Chriſtenthums: dem Monogramm Chriſti, dem Fiſch, der Taube, dem Lamm, in Moſaik ſchmücken laſſen. Hier lag ſie dann mit entblößten Knien auf den harten, kalten Marmorſtufen des Altars, mit beiden Armen einen Elfenbeinſchrein umſchlungen haltend, der einen Zahn

des heiligen Stephanus und den kleinen Finger des Apoſtels Johannes barg. In brünſtigem Gebete hingegoſſen rang ſie mit Gott und den Heiligen um das Leben ihres Kindes.

Oder auch ſie kniete vor einer kleinen Bildſäule der heiligen Jungfrau aus getriebenem Silber, die auf dem linken Arm das Jeſuskind, — eine eigne, leicht abzunehmende Geſtalt von etwa Fingerlänge, — trug.

Räthſelhaft, unheimlich war ihr in dieſer Zeit der Schmerzen das Verhalten ihres Gatten.

Sie wußte ja: er liebte ſie heiß, leidenſchaftlich: ſie wußte auch, wie heftig er einen Sohn, einen Erben ſeiner Macht, gewünſcht, wie er ſich über den Verluſt des Erſten erregt, wie er ſich über den Erſatz durch den Zweiten gefreut hatte. Allein, wann er, immer und immer wieder an das Bettlein tretend, von ſeinem jüdiſchen Hofarzt Jaffa und ſeinem chriſtlichen Alexandros immer wachſend ungünſtige Ausſprüche vernahm, — germaniſche, kräuterkundige

Prieſterinnen der Frikk, die ſich hilfreich gemeldet, hatte er barſch davon gejagt! — dann zeigten ſeine Züge weniger Schmerz und Sorge als Zorn, ja, eine Art von grimmer Schadenfreude brach ſogar in ſeinen Worten zu ihr hervor. „Ja, natürlich. Verſteht ſich! Wundert mich gar nicht! Jetzt wird's zu Tage kommen, wer ſtärker iſt."

„Wer? Was meinſt du, Chlodovech?"

„Ah, nichts! ... Hätte das Kind mit der heidniſchen Waſſerweihe den Namen erhalten, wär's nicht erkrankt. Es wird wohl dem erſten Merovinger, den man getauft hat, bald nachfolgen. In den ſchönen Chriſtenhimmel, tröſtet ihr? Hei, ich brauche einen Erben in Paris, nicht über den Wolken. Aber es geſchieht dir ſchon ganz recht. Und mir auch! Doch ... ich werd' mir zu helfen wiſſen."

In jener Capelle wollte die Königin ungeſtört ſein; ſie ſchloß daher die Thür: — zumal auch, um der ſeltſamen, halb frevelhaften, halb unklaren Reden ihres Mannes willen. Aber von dem Gange her

gewährte ein kleines Bogenfenſter Einblick in die Capelle: ohne daß ſie in ihrem Schmerz und Gebet es bemerkte, lugte Chlodovech gar oft hier herein; einmal, erſchüttert von ihrem Schluchzen und heißem Beten, reckte er drohend die Fauſt durch das offne Fenſter gegen die Marien-Bildſäule und knirſchte leiſe: „Mach', daß du ſie erhörſt. Sonſt, — bei'm lodernden Loge! — geht's ihr ſchlecht und dir ſchlecht: — du fliegſt in's Feuer: ſie fliegt in's Kloſter und in meine Arme fliegt die blondlockige Wintrud!"

Ein par Tage darauf, als die verzweifelnde Mutter wieder mit empor gerungenen Händen vor dem Marienbilde lag und flehte, — ſie hatte keine Thränen mehr! — ward laut dröhnend an die Thür geſchlagen: „Auf, mach' auf!" ſchrie Chlodovech draußen.

Sie ſprang auf und öffnete: mit zornrothem Geſicht ſtürmte er über die Schwelle, gefolgt von dem Arzte Jaffa, der ein finſtres Geſicht zeigte. „Es geht zu Ende," ſchrie Chlodovech. „Nichts hat all' dein Beten geholfen, nichts die reichen Gelübdegaben, die

deinen Schatz erschöpft, nichts das ganze Gewicht des Kindes in Gold, das du deinem Sanct Martin von Tours geschenkt: warum hat nichts genützt? Weil dein Gott und deine Heiligen ohnmächtig sind, das Kind zu schützen gegen den Zorn meiner Götter. Die haben die Uebermacht. Nun ward's mit Händen zu greifen. Komm hinauf und sieh dein Kind sterben! — Laß ab von dem unnützen Knierutschen hier und dem Gewinsel. Du aber," — hier sprang er gegen das Marienbild vor, „du sollst es spüren, wie weh es thut, einen Sohn verlieren."

Und er riß die kleine Jesusgestalt aus dem Arme der heiligen Mutter und hob sie hoch in die Höhe um sie im Wurf zu zerschmettern.

Entsetzt fiel ihm die Frau in den Arm und hemmte ihn. „O Maria, Mutter des Herrn, erbarme dich meiner! Verhüte diesen Frevel! Bitte für mich bei deinem Sohn. Laß mich nicht zu Schanden werden vor den Götzen, den Dämonen der Hölle. Rette mein

Kind, Chriſti Namen zu verherrlichen. Er ſoll zeigen, daß er allmächtig iſt.“

Schon hatte Chlodovech ſeinen Arm von der Fauſt des Weibes gelöſt, ſchon holte er aus, das Chriſtusbild zu zerſchmettern, da ſtürzte der andre Arzt über die Schwelle und rief:

„Gerettet! Gerettet! Gelobt ſei Chriſtus der Herr! Kommt hinauf und ſeht. Die Gefahr iſt vorüber. Im Namen Chriſti wagte ich den Schnitt — den freilich lebensgefährlichen, den Freund Jaffa ſcheute — er gelang: — die Geſchwulſt, an der das Kind zu erſticken drohte, hab' ich glücklich aus dem Halſe geholt: es holt tief und leicht Athem. Es wird leben!“ Da löſte Grothehild, hochauf jubelnd, den kleinen Silberknaben aus des Gatten nicht mehr widerſtrebender Fauſt, küßte ihn mit Inbrunſt und legte ihn der Mutter Gottes wieder auf den Arm.

„Dank dir, Herr Chriſtus! Preis und Lob dir in Ewigkeit!“

Und wie beflügelt eilte sie aus der Capelle und die Stufen hinan zu ihrem Kinde.

Staunend, zweifelnd sah ihr Chlodovech nach: „Ei sieh," sprach er nach einer Weile, „so ist Christus wirklich der Mächtigere?"

Langsamen Schrittes, eifrig sinnend, leise den Kopf schüttelnd, folgte er ihr nach.

XVIII.

Dieſer Tag bildete einen wichtigen Markſtein auf der Bahn, die den Sohn Baſinas immer weiter ab von deren Göttern führen ſollte.

Er zweifelte nicht an dem Wunder, das er erlebt habe: und ſeine Gattin, Genovefa, die Biſchöfe, die andern Geiſtlichen und alle Chriſten zu Paris ſorgten dafür, daß ihm gar kein ſolcher Zweifel aufſteigen konnte: die Königin verdoppelte ihre Gaben an die Kirchen, die Tag und Nacht von dankenden Gläubigen erfüllt waren. Genovefa hatte ein Traumgeſicht: ſie ſah die heilige Jungfrau ihres Sohnes Hände küſſen, weil er ihre Fürbitte erhört. Und ſogar aus Rheims eilte der hoch vom König verehrte Biſchof Remigius herbei, die Stätten des Wunders — das Bett des Kindes und den Altar der Capelle — und das ſilberne Doppelbild mit eignen Augen zu ſehen.

Gerade hiebei traf ihn der König. Er begrüßte den Greis mit einer gewiſſen Scheu: — denn er fürchtete ein wenig dieſe Augen, die ſeit ſo vielen Jahrzehnten gewohnt waren, in der Beichte und — nach ſolcher Schulung — auch außer der Beichte den Menſchen in den tiefſten Grund der Seele zu ſchauen. Dann begann er mit liſtigem Augenzwinkern: „Ehrwürdiger Biſchof, nun ſag' mir mal: warum wohl hat euer Gott dies Wunder gethan? Was meinſt du? Aus welchem Grund?"

Mit wohl klingender, orgeltöniger Stimme antwortete Sanct Remigius, die ſeelenbeherrſchenden Augen voll aufſchlagend: „Du kannſt fragen? Aus dem Grund ſeiner unergründlichen Barmherzigkeit, aus Mitleid mit dem Schmerze der ihm vollvertrauenden Mutter."

„So, ſo! — Was denn?" — meinte der König, ſichtlich enttäuſcht und ein wenig verſtimmt. „Und ich hatte geglaubt: um die drohende Zerſtörung ſeines Bildes zu verhüten, ſeine Wunderkraft zu beweiſen

Schade! Es wäre ſo hübſch geweſen, durch ſolche Bedrohung jeden Augenblick euren Herrn Chriſtus zwingen zu können, zur Beweiſung ſeiner Macht ein kleines Wunder zu thun."

„Abſcheulicher!" rief da Biſchof Remigius.

„Was . . . wàs denn? — Was haſt du zu ſagen gewagt?" ſtotterte der König, vor Staunen mehr noch als vor Zorn halb ſprachlos.

„Wie immer: die Wahrheit!"

Hoch richtete ſich die ehrwürdige Geſtalt des alten, doch nicht vom Alter gebeugten Mannes auf, aus ſeinen ſtrahlenden Augen blitzte jener Muth des Glaubens, der die Blutzeugen der jungen Kirche mit Freudengeſängen hatte in den Tod gehen laſſen.

„Die Wahrheit!" wiederholte er, „Herr König! Dir iſt alles Heiligſte nur Mittel zu deinen ſchnöden, weltlichen Zwecken und du ſchämſt dich nicht, dem ewigen Gott deine ſündigen Beweggründe zu leihen! Wahrlich, ich ſage dir: Gott verſuchen iſt eine ſchwere Sünde. Lade ſie nicht, lade ſie nie wieder auf dein

ſchuldig Haupt: — du würdeſt darüber zu Grunde gehn."

„Biſchof, du reizeſt mich ſehr! Du biſt . . ."

„Ein Diener des Herrn, in deſſen Hand ich ſtehe wie du. Und Menſchenfurcht rührt nicht an jene, die des Herrn ſind."

Und er wandte ſich und ließ den Betroffnen ſtehen.

„Hm," meinte der, „das iſt ein anderes Holz, aus dem der geſchnitzt iſt, als die Theoplaſtus und Cautinus. Die kann man biegen, beſtechen und brechen. Aber ſolch ein Chriſtenprieſter . . .! Der Mann iſt ein Held. Helden muß man gewinnen oder — todtſchlagen, anders wird man nicht mit ihnen fertig. Wäre der immer im Palatium, Frau Hrothehild und er, miteinander, wüchſen mir, fürcht' ich, über Haupt und Krone. Der drückt mich. Er muß mir bald wieder fort!"

Ein par Tage darauf kam auf ſchäumendem Roß angeſprengt ein eilender Bote aus Rheims, den Biſchof

ſchleunig heim zu rufen: eine Überſchwemmung der Vesle habe die Baſilika geſchädigt.

Beſtürzt eilte der Pflicht-Eifrige nach Hauſe.

Die Vesle hatte weniger Waſſer als je.

Der Bote iſt bis heute noch nicht zu ermitteln geweſen.

XVIII.

Bald darauf entbot der König wieder einmal ſeinen treuen Guntbert nach Paris.

„Man ſieht dich nicht, läßt man dich nicht holen,“ ſchalt er. „Iſt denn Frau Bertrada immer noch ſo ſchön?“

„Ich liebe ſie,“ erwiderte der Andere. „Das iſt ewig. Deine Mutter . . . du frägſt nicht nach ihr . . .!“

„Wäs denn? Ja, ja. Nun, was thut ſie?“

„Sie grämt ſich. — Du ſchweigſt? Freilich, du brauchſt nicht zu fragen, über wen. Und über was! —“

„Iſt ja dumm! Hab' ich irgend was den Göttern, ihren Prieſtern, ihren Verehrern zu leide gethan?“

Guntbert ſtarrte ihn an: „Das fehlte noch!“

„Ja wäs denn! Du weißt nicht, wie man mich drängt, Tag und Nacht, . . . ich ſolle: . . . Nu, laß das gehen. Ich habe dich nicht nöthig für ſchwierigen Rath, ſondern für das Einzige, für was du nütze biſt.“

„Alſo Kampf!“

„Ja. Und Treue. Merk' auf. — Gewiß haſt du dich gewundert — du und andre, die mich kennen, — daß ſo lange gar nichts los war mit dem Speer', daß ich mich Jahre lang mit allzuſchmalem Gewande begnügt. Wäs denn? Meinſt, ich hätte nicht längſt wieder losgeſchlagen, wären wir ſtark genug? Sind's aber nicht!“

„Nun,“ meinte Guntbert, „mit den Burgunden, glaub' ich, würden wir fertig. Freilich, da König Gundobad ſeines Bruders Hilperich Drittel, deiner Königin Erbtheil, dir überwieſen, haſt du keinen Grund zum Angriff . . .“

„Hi, hi,“ lachte Chlodovech, „man ſieht, daß du in den Wäldern von Toxandrien nur mit Frauen,

Kindern und — Bären lebst. Ist ja dumm. Als ob je ein König, der einer war, einen andern Grund zum Angriff gebraucht hätte als die Macht. Aber — daran eben fehlt's."

„Ei," erwiderte Guntbert, „du bist doch sonst eher zu keck als zu zag. König Gundobad ist . . ."

„Ah bah! Den renn' ich über den Haufen. Aber" — und nun machte der witzige, heiter sprudelnde Merowing ein Gesicht, so ernst, wie es der Freund in keiner Kampfesnoth, nicht in jener schweren Stunde in Soissons an ihm gesehen hatte.

Guntbert war hoch erstaunt: „Nun: . . . aber?"

Chlodovech sah scheu um sich: „Es hört es niemand. Hinter jenem Burgundenkönig und hinter dem markschwachen Westgoten zu Toulouse steht Einer" . . . nochmal sah er um . . . „der einzige auf Erden, den ich . . . nicht fürchte, aber scheue, gern vermeide."

„Und das ist?"

„Theoderich, der Ostgotenkönig zu Ravenna."

Guntbert nickte: „Sein Ruhm erfüllt die Welt. Seine Macht . . .“

„Was denn? Die würde mich nicht ſchrecken. Aber . . . man raunt, er ſei — deßhalb brenn' ich auch darauf, endlich beſtimmt zu wiſſen, wie das iſt mit den alten Göttern.“

„Was meinſt du? Ich verſtehe nicht . . .“

„Glaub's wohl! . . . Horch auf! Man ſagt, wird er zornig, geht ihm Feuer aus dem Munde: denn er ſtamme von Donar und Donar habe ihm in die Wiege gelegt, daß er nie beſiegt werden könne. Und das, — bei Chriſtus und Loge! — das trifft zu. Wie viele Schlachten hat der Mann geſchlagen, ſeit er, ein Achtzehnjähriger — nur mit ſeiner Gefolgſchaft — ohne ſeines Vaters Wiſſen, einen Sarmatenchan vernichtete. Hunnen und Satagen, Römer und Byzantiner, Rugier und Skiren, Avaren und Gepiden und den heldenmüthigen Odovakar, der ſich wehrte wie ein Bär — Alle hat er beſiegt, ſelbſt niemals bezwungen. Das iſt wie Zauber, wie Donars Schild-

ſchutz. Wüßt' ich nur erſt, ob Chriſtus wirklich ſtärker als Donar? So lang ich das nicht weiß, mag ich den Goten nicht reizen."

„Gut, aber Burgund . . ."

„Was denn? Du erfährſt eben nichts in deinem toxandriſchen Wildwald und in Frau Bertradens weißen Armen! Gar nichts erfährſt du von den Händeln und Plänen der Könige. Dieſer Oſtgote, den ſie . . . den Weiſen rühmen, den „Friedens-König", — ein Schlaukopf iſt er! — hat wohl herausgeſpürt, was für einen Feuerbrand in meinem Hirn mein rothes Haar verdeckt: unabläſſig iſt er bemüht, die Könige aller Germanenreiche zu einem Schutz-Bündniß wider mich unter ſeiner väterlich-weiſen Oberhoheit zu verſammeln. Und nun hat ihm Donar — oder der Teufel der Chriſten? — eine unvernünftig große Zahl ſchöner Weiber ſeines Hauſes zur Verfügung geſtellt, durch die der alte Kuppler ſich alle Nachbarkönige verſchwägert und verbündet: ſo hat er des Burgunden Gundobad Sohn Sigismund ſeine Tochter Oſtrogotho, dem Weſtgoten-

König Alarich ſeine andre Tochter Theodegotho vermählt: heb' ich den Speer gegen ſeine Eidame, gleich fährt Herr Theoderich mit ſeinem unbeſiegbaren Donarſchild dazwiſchen. Ja, und von Oſten her hetzt er mir den Thüringkönig Hermanfrid, der ſeine Nichte zum Weibe hat, auf den Nacken: ſeine ſchöne Schweſter Amalafrida beherrſcht ihren Gemahl, den Vandalenkönig zu Karthago, und ich habe keine Flotte, die Schiffe dieſer Seeräuber von meinen Häfen abzuwehren: ſein Wahl- und Waffenſohn iſt der König der raufluſtigen Heruler, die mit Vergnügen zu tauſenden im ſchönen Gallien heeren würden. Kurz, binde ich mit einem ſeiner Schützlinge an, ſo habe ich alle die vier andern und ihn ſelber, den Nie-Beſiegten, auf dem Hals. Iſt ja dumm. Ich bin nicht furchtſam . . ."

„Nein, du biſt eher tollkühn."

„Aber bevor ich in dieſen Stachel-Igel von Königen greife, muß ich gewiß ſein, daß Chriſtus ſtärker iſt als Donar. Und zwar der katholiſche Chriſtus, der Chriſtus von Hrothehild und Remigius

und Genovefa — denn vier von jenen Königen sind Arianer; — der Thüring und der Heruler sind Heiden."

„Schäme dich, Sohn Basinas, an den Göttern deiner Väter zu zweifeln: ich vertraue ihnen felsenfest. Und ist jener Theoderich von Donar entstammt, wohlan, du bist — von der Spindelseite — Wodans Sproß!"

„Ja, so sagt Frau Basina. Ich will's auch glauben. Aber mir hat mein Urvater Wodan leider nicht wie Donar dem Goten jenen feurigen Hauch als Angebinde gegeben. Und das Siegesschwert, das er in des Ahnherrn Merovech Halle zurück ließ, — wo ist es verborgen? O daß mein Vater sterben mußte, eh' er das zu Ende gesagt!"

„Aber," wandte Guntbert ein, „wie willst du das zur Entscheidung bringen, das von der Obmacht des Christengottes oder Donars?"

Chlodovech machte ein pfiffiges Gesicht: „Will dir's sagen. Aber schweig! Bevor ich mich an jene

Verbündeten wage, — vielleicht gelingt es auch, den Einen oder Andern einzulullen in Sicherheit und auf meine Seite zu locken; mir ſchwebt ſo was vor! — mach' ich die Probe an einem König, der nicht unter Theoderichs Schilde ſteht."

„Wen meinſt du!"

„Ich meine den Alamannen, Chnodobert, den Heiden."

„Was hat er dir zu leide gethan?"

„Was denn, was denn? Auch noch mir was zu leide thun! Als ob ich darauf warten müßte. Die Dinge dort laden zum Zugreifen wie vollreife Erdbeeren im Walde. Chnodobert iſt ein Urenkel jenes Chnodomar, neben dem mein Ahnherr Merovech-Serapio bei Straßburg geſtritten hat. Noch ſingen und ſagen die Alamannen von ihrem gewaltigen König, der gekämpft habe wie Donar und doch den Zauberkünſten des Cäſars der Römer erlegen und, gefangen, in Rom an Heimweh geſtorben ſei. — König Chnodobert iſt ein tapferer Stier, aber kein

Feldherr, hat nicht, wie mein Vater und wir Franken alle von großen römiſchen Kriegsmeiſtern gelernt. Und manche Gaue der Alamannen ſind von ihm mit Gewalt herangezwungen worden, alſo nicht ſehr eifrig für ſeine Herrſchaft und vor Allem: — er hat keinen Sohn, keinen Bruder, der ihn rächen oder ihn beerben kann: fällt er, ſo fällt das Königthum der Alamannen nach. Günſtiger könnten die Sachen gar nicht ſtehen."

„Du willſt ihn alſo . . .?"

„Angreifen und zerſchlagen. Und die Alamannen von Straßburg an über den Rhein hinüber — ſo weit es eben geht — meinem Reich einverleiben. Das geht Herrn Theoderich den Weiſen gar nichts an: die gehören nicht zu ſeinen Schützlingen. Vor der Schlacht leiſte ich Wodan Gelübde um Sieg: aber ja nicht ſie vorher ſchon erfüllen! — Siege ich auf ſeinen Namen, dann will ich hieran erkennen, — und ich werd' es ihm recht ausdrücklich dabei ſagen! — daß er der Stärkſte iſt, ſtärker auch als

Donar, von dem Chnodobert wie Herr Theoderich abſtammen ſoll. Dann werd' ich es auch mit dieſem, dem andern Donar-Sprößling, aufnehmen. Zumal," lachte er wohlgefällig, „mein Heer alsdann durch ſo viele tauſend Alamannen — du, das ſind dir feſte zorngemuthe Kerle! — verſtärkt ſein wird."

Guntbert ſann einen Augenblick: dann begann er: „Aber . . ."

„Was denn? Iſt ja dumm!"

„Du weißt ja noch gar nicht . . ."

„Gleichviel! Kein Aber mehr wenn ich einmal *will*."

„Aber wie kannſt du denn die Alamannen von Oſten her angreifen, wenn du der Uferfranken nicht ſicher biſt, die dir jeden Augenblick vom Norden her in die Flanke . . .?"

„Iſt *nicht* dumm! That dir Unrecht! Iſt ganz geſcheut," lächelte der Rothkopf verſchmitzt ihm zu. „Schau, deßhalb hab' ich den greiſen König Sigibert zu Köln — iſt ſo eine Art Oheim von mir! — gewonnen, mit zu thun. Er hat einen alten Groll

gegen dieſe ſeine Nachbarn im Süden, weil er lahmt ſeit vielen Jahren an einer Wunde, die ihm Chnodoberts Vater einmal in einer Schlacht geſchlagen. Iſt ja dumm! Er ſoll mir helfen, die trotzigen Recken zwingen. Aber von ihrem Lande ſoll er nicht eine Hufe gewinnen. Er iſt ganz überflüſſig, dieſer König in Köln, nachdem er mir geholfen haben wird. Auf dich aber zähl' ich ſtark in jener Schlacht: ſie wird heiß. Ich kenne die grimmen Männer mit dem zurückgeſtrichnen Haar: es wächſt auf eiſenharten Schädeln. Du ſollſt — neben mir — den erſten Keil-haufen führen."

„Gern. Aber . . ."

„Wäs denn, was iſt denn noch zu abern?"

„Deine Kriegserklärung, . . . wie willſt du ſie begründen?"

„Wie der Wolf, als er das Lamm fraß! Der Stärkere hat immer Recht zum Angriff! Nur der zu Schwache, der angreift, der iſt kein Wolf, ſondern ein — Schaf. Was Kriegserklärung! Ich brauche

keine. Und ſie? Sie werden's ſchon merken, daß Krieg iſt, ſteh' ich in ihrem Land und laß die Speere fliegen. Die raſchen Franken rühmt man uns im Lied mit Recht.

Die da drüben aber, die ſuebiſchen Dickköpfe am Neckar, — wie die bajuvariſchen öſtlich vom Lech — die ſind nicht raſch. Schwerfällig ſind ſie. Man muß ſie gar nicht erſt zur Beſinnung kommen laſſen: — ſind ſie einmal entſchloſſen', dann ſind ſie viel grimmiger als wir leichterblütigen. Aber bis ſie aus ihren öſtlichen Gauen die Heerleute herangebracht haben — das geht Alles gar ſchön langſam bei ihnen! — habe ich mit meinen ſchnellen Franken das Aufgebot ihrer weſtlichſten ſchon auseinander geſprengt. Halte dich bereit. Urplötzlich fahr' ich aus: — unter des waltenden Wodan Geleit."

XIX.

In größter Stille und Heimlichkeit hatte Chlodovech im Winter und in den ersten Frühlingswochen die Vorbereitungen zu dem Feldzug gegen die Alamannen betrieben: sorgfältig und genau waren den erst kurz vor dem Losschlagen in das Vertrauen gezogenen Grafen die Sammelorte für die Aufgebote ihrer Gaue, die Straßen, — meist alte Römerstraßen — auf denen sie gen Osten zu ziehen hatten, bezeichnet worden.

Der Zug ging von Westen nach Osten über Verdun auf Metz, einen Hauptort der verbündeten Uferfranken, mit deren Heer die Salier sich dort vereinen sollten, um dann gemeinsam zwischen Straßburg und Speier den Rhein zu überschreiten und schnell so tief wie möglich in das Land der Alamannen einzubrechen,

den Widerstand der nächsten Landschaften zu überwältigen, noch bevor König Chnodobert aus dem Innern des Landes herbei eilen konnte.

„Hört," rief der König bei der letzten Musterung vor den Thoren von Paris seinen Heermannen zu, „hört auf mein Wort, ihr freien, aber zuweilen frechen Franken."

Die Leute lachten: sie liebten ihren jungen König, seinen hitzigen Muth und auch seine scharfen Scherze, die er wie geflügelte Pfeile entsandte.

„Wenn ihr nun in das Land der Uferfranken kommt, — wackre Leute, ihr versteht! — aber nicht so klug wie wir: sie arbeiten in diesem Kriege wie die Bienen: — nicht für sich: — für andre Leute . . ."

Verständnißvoll nickten ihm Viele lachend zu.

„Dann betragt euch nicht frech, sondern friedlich. Küßt ihre Weiber nicht, trinkt ihnen die Keller nicht leer — oder doch nicht ganz! — Bedenkt, wenn ihr diese wackern Bienen aufstört und sie, gereizt, von

hinten über uns herfallen, während jene wüthigen Alamannen-Stiere uns von vorn auf die Hörner nehmen, — dann kann uns Wodan beim beſten Willen vielleicht nicht retten. Wohl verſtanden: — denn übermenſchliches muth' ich euch nicht zu! — auf dem Hinweg durch das Land der Uferfranken nehmt euch zuſammen. Haben wir — mit ihrer Hilfe — die Feinde geſchlagen, — nun, auf dem Rückweg dürft ihr euch ſchon eher gütlich thun in Haus und Keller unſerer treuen Verbündeten."

Laut lachend ſchlugen die Leute die Speere an die Schilde.

Es war Anfang Mai, als das Heer aufbrach. — Innig, aber thränenlos war der Abſchied, den Frau Bertrada von ihrem Manne nahm: „Ich bange nicht um dich," ſprach ſie, „in offnem Kampf: ich baue auf deine Kraft: ich weiß, du kommſt mir wieder."

„O Vater, Mutter, dann thut doch endlich nach meinem heißen Bitten," flehte der Knabe Guntwalt, „und laßt mich — ich darf ja noch nicht in die

Schlacht! — dem Vater den Schild nachtragen in's Lager."

„Schweig," ſprach Guntbert, „du mußt hier Mutter und Schweſter beſchützen mit deinem Bogen. Begreifſt du das nicht?"

Befriedigt ſchwieg der Knabe.

Aber mit ſchwererem Herzen ſah die Königin ihren Gemahl in's Feld ziehen.

„O Theurer," klagte ſie, „mir iſt bang um dich. Remigius ſagt . . . ."

„Was denn! Was ſagt der fromme Mann ſchon wieder? Er ſagt etwas viel in dieſen letzten Zeiten!"

„Er meint, du habeſt gar keinen gerechten Grund, jenen König anzugreifen."

„Ja, in der Bibel ſteht wohl nichts von meinen Gründen!"

„Theoplaſtus entſchuldigte freilich: Heiden und Ketzer zu bekämpfen, bedürfe es nie beſonderen Grundes."

„Hei, hei. So, ſo," lachte Chlodovech, „danach iſt s

nur gut, daß gar kein katholiſcher Herrſcher auf Erden lebt: — ausgenommen der Herr Imperator drüben in Byzanz: der thut mir gewiß nichts. Sonſt könnte ich ja keine Nacht mehr ruhig ſchlafen. Leb' nun wohl! Sieh, da bringen ſie ſchon den Gunfanon. Guntbert trägt ihn."

Mit Erſchauern ſah's die Königin. „Wehe, weh! Da iſt es wieder, des Heidengottes, des Dämons verhaßtes Zeichen."

Ziemlich unſanft verhielt ihr Chlodovech den Mund: es war faſt ein leiſer Schlag.

„Schweig doch! Erzürne mir im Augenblick des Aufbruchs den Gott des Sieges! Sei ſo gut! Ja? — Hei, auf blutrothem Tuch die beiden grauen Wölfe und der dunkelflüglige Adler Wodans darüber hin! Ich grüße euch, Gero und Frecho, und dich, du König der Lüfte! Sendet mir Sieg."

„O Chlodovech! Und willſt du wirklich unter jenem Zeichen kämpfen ....?"

„Ja, Wodan ſoll jetzt zeigen, was er kann: wie

der Sohn der Jungfrau (iſt doch hart zu glauben!) ſeine Macht an unſerm Kind erwahrte. Hörſt du, Wodan? — Nun gilt es deinen Ruhm! Verſteck' dich nicht!"

„So verſchmähe doch den Segen nicht, den dein bangend Weib dir mit giebt. Sieh hier: Genovefa und Remigius bitten dich wie ich."

„O Remigius? Hm! Der iſt weiſe. Was will er?"

„Sieh hier, das ſilberne Jeſuskind von damals . . ."

„Wàs denn! Wàs denn! Wàs ſoll's?"

„Aufgereiht an geweihter Schnur hat es Remigius: du ſollſt es mit dir nehmen und tragen."

„Wie? Vor meinen heidniſchen Heermännern? Nein!"

„Wohl denn: verborgen, unter der Brünne, auf der Bruſt."

„Hm," meinte er nachdenklich. „Nun, mag ſein! Nützt es nicht, ſo kann's nicht ſchaden. Her damit.

Aber geſchwind! Die Franken brauchen's nicht zu ſehen. Und nun noch einen Kuß. Ei, noch einen. Jetzt — Wodan oder Chriſtus — helft. Ich rath' es euch: — wer beſſer hilft, hat mich und dieſes Reich der Franken."

XX.

Nicht nach Wunsch war die geplante Ueberraschung gelungen: König Chnodobert hatte früher als Chlodovech gehofft Nachricht von den Rüstungen der Uferfranken — seiner nächsten Nachbarn — erhalten und hieraus Verdacht geschöpft: — der altersschwache König Sigibert hatte laut mit baldiger Rache für sein lahmes Bein geprahlt —: so hatte der Alamanne rascher als die Angreifer vermuthet die Heerbannleute seiner Gaue im Elsaß, im Schwarzwald, am Neckar, in der Schweiz heran gebracht: die östlicheren freilich fehlten. Aber ohne deren Eintreffen abzuwarten, eilte der riesenhafte Recke den Feinden entgegen: der ruchlose Ueberfall, der rechtlose Friedensbruch hatte ihn auf's Höchste erbittert: er hatte dem suebischen Kriegsgott Tius das Gelübde geleistet, alle Gefangenen ihm als Opfer

zu ſchlachten, auch die erbeuteten Roſſe zu ungeheurem Opferſchmauſe zu verwenden. Raſtlos riß er die Seinen mit ſich fort und da auch die Verbündeten die Entſcheidung ſuchten, bevor jene Oſt-Alamannen eingetroffen, ſtießen die ſich Suchenden gar bald aufeinander.

Im Elſaß war's: im Gelände der Lauter, da, wo etwa hundertzwanzig Jahre ſpäter eine Burg gebaut wurde: „Weißenburg" ward ſie genannt und hat auch ſpäter noch gar manchen Kampf geſchaut.

Heiß tobte an heißem Sommertag die Schlacht: das Flüßchen ging roth von Blut.

Die Alamannen hatten die Nacht vorher auf dem Galgenberg, auf dem rechten, dem Norduſer, gelagert: ihre Späherreiter jagten am Morgen in das Lager zurück und meldeten, die Franken rückten eilig heran: die dichten Wälder, die damals noch alles Land weſtlich der Lauter bedeckten, hatten ihren Anmarſch verborgen: Chlodovech hatte die Feinde überrumpeln wollen: das war mißlungen. Sofort rief das Auerſtierhorn, das

ihr König über der Schulter trug, die Alamannen zum Aufbruch.

Gleichzeitig blitzten schon hell auf einem Berge des linken Ufers — den „Geißberg" nannten ihn die Umwohner, die ihre Ziegen auf die grasreichen Hänge des Bergwaldes klettern ließen — die Speerspitzen und die Schlachtbeile der Franken in der Morgensonne. Chlodovech, der den Römern manches ihrer Kriegskunst abgesehen hatte, was ihm zu seinen Siegen erheblich nütze war, erkannte sofort die Bedeutung dieser steilen Höhe: er stellte hier eine Kernschar, — Bätaver waren's und Sugambern — als Rückhalt für alle Fälle — auf. Und da er die Kampfgier — und Raubgier! — seiner Krieger kannte und fürchtete, allzufrüh würden sie, um an Sieg und Beute vollen Theil zu haben, ihre Stellung verlassen und sich in das Gewoge im Thale stürzen, bedrohte er jeden Mann mit dem Tode, der den Berg verlasse, bevor der König diese Schar herbei befehle. Dem alten König Sigibert überwies er den rechten südlichen,

deſſen Sohne, Chloderich, den linken nördlichen Flügel: er ſelbſt führte im Mitteltreffen ſeine Salier zum Angriff.

Chnodobert dagegen verſchmähte — in altgermaniſcher, von den Ahnen vererbter Weiſe! — jeden Gedanken an ein mögliches Scheitern des Angriffſtoßes ſeines Keiles und daher auch jede Deckung des Rückzugs, jede Aufſparung eines Rückhalts zur Aufnahme der Geworfenen. Vielmehr riß er auch den letzten Mann in ſeinem Lager mit ſich fort zu wüthendem Anlauf.

So raſend raſch ſtürmten die Alamannen heran, daß ſie das Flüßchen gleichzeitig mit den Franken erreichten, obwohl es vom Galgenberg eine halbe, vom Geißberg wenig mehr als eine viertel Meile entfernt rinnt.

Wie auf dem rechten Ufer, ſo begann mitten im Fluſſe der Kampf.

Denn beide Schlachtreihen ſtürzten ſich, Fußvolk wie die wenig zahlreichen Reiter, in das brückenloſe

Waſſer: in den Fluthen ſelbſt wurden ſie handgemein, ſchwimmend, viele auf den Schilden liegend, und dabei die bewehrte Rechte ſchwingend, oder ſtehend im Waſſer, das oft bis nah an den Mund reichte.

Da entdeckten die Alamannen — ſie zuerſt — links und rechts von Chlodovechs Mitteltreffen je eine Furt: — die alamanniſchen Umwohner hatten ſie den Stammgenoſſen gewieſen: — auf dieſen Furten drangen ſtarke Scharen von ihnen auf das linke Ufer und fielen den Uferfranken in die Flanke, ja auch ſchon in den Rücken.

Betäubendes Geſchrei ſchlug von beiden Seiten an das Ohr Chlodovechs, der auf ſeinem Rothroß, ſeinen Reitern voraus, das rechte Ufer erreicht und die Feinde hier zurückgedrängt hatte: er ſah erſchrocken zurück: kein Zweifel! Das war das Siegjauchzen der Alamannen! Er ſah die Uferfranken weichen! Nun drohte ihm ſelbſt im Mitteltreffen dringendſte Gefahr, von beiden Seiten, auch vom Rücken her, umfaßt zu werden.

Knirſchend vor Zorn warf er das Roß herum und befahl ſeinen Reitern, durch das Waſſer auf das linke Ufer zurückzujagen, den Uferfranken zu Hilfe.

„Hei, ſie verdienen's nicht, die Tölpel! Aber es gilt, uns ſelbſt zu retten.“

Und nun wälzte ſich das Ganze über den Fluß hinüber auf das linke Ufer.

Einen Augenblick machte den weichenden Uferfranken das Eingreifen der Salier Luft. Aber da ſahen ſie zu ihrer Linken Chloderich durch das bloße Anſprengen von König Chnodoberts wuchtigem Hengſt mit ſeinem Gaul zuſammenbrechen: gleichzeitig verſchwand auf ihrer rechten Flanke ihre Königsfahne und der alte König ſelbſt: — da war kein Halten mehr! Fechtend zwar und in guter Ordnung, Vater und Sohn, — beide verwundet — in der Mitte tragend, wichen ſie unaufhaltbar gegen den Geißberg zurück.

„Flieg', Anſovald!“ donnerte Chlodovech, „flieg' auf den Berg. Hole die Bätaver und Sugambern.

Rasch, sonst ist's aus! Wodan, o gieb ihm deinen Flugmantel. Komm, Guntbert! Hieher an meine Seite! Spreng' an mit mir auf jenen Keil da links! Der Riese an seiner Spitze wird wohl der König sein. Den will ich . . !"

Aber es gelang nur langsam, vorwärts zu kommen durch die dichten Massen von Freund und Feind.

Und als Chlodovech jene Königsschar der Alamannen erreicht hatte, stieß er auf furchtbaren Widerstand.

Vergebens schmetterte er mit seiner scharfen Fränciska einen nach dem andern nieder: sofort schloß sich die Lücke wieder: denn es waren die Gefolgen des Königs, die hier kämpften. Und heiß sehnsüchtig richtete Chlodovech dazwischen durch immer wieder die Augen nach dem Berge, von wannen die Rettung kommen sollte.

Umsonst!

Wohl mußte er sich sagen, daß sein Bote die dort Harrenden unmöglich schon könne erreicht haben.

Aber ſie ſahen doch deutlich, wie dringend man ſie hier unten brauchte! Wie ſchalt er nun ſeinen eignen Befehl, der ſie da oben — bei Todesſtrafe — feſt bannte.

„Helft, all' ihr Götter! Ich opfr' euch hundert Roſſe!“ ſchrie er, zornig gen Himmel blickend und abermals das Schlachtbeil auf eine eherne Sturmhaube ſchmetternd. Da — Entſetzen! Da zerbrach der Schaft. „Meines Vaters immer ſieghaft Beil,“ ſchrie er außer ſich, und warf den nutzloſen Stumpf in ſeiner Hand drohend gegen die Wolken. „Welch arges Zeichen! Ihr Götter, iſt das eure Hilfe? Reicht mir Speere! Speere her!“

Mit zwei Speeren in der Rechten ſprengte er abermals vorwärts. Sein Hengſt, aus mehr als Einer Wunde blutend, gehorchte kaum noch dem Sporn.

Da ſcholl ihm gegenüber aus einem dichten Knäuel von Reitern eine mächtige Stimme: „Platz! gebt mir Raum, Schildgenoſſen. Da ſeh' ich die rothe Fahne des Merovinq! Die hol' ich mir!“

König Chnodobert brach aus den Seinen hervor: ſeine Wurflanze flog: der Vandalar der Salier fiel, das Banner verſchwand. Laut jauchzten die Alamannen.

Sofort riß Guntbert die Fahne aus der Hand des Sterbenden, ſchwang ſie hoch empor und rief: „Hie Wodan und Chlodovech!“

„Hie Donar!“ rief der ſiebenfußlange Rieſe und warf einen zweiten Speer: abermals verſchwand das Banner, denn Guntbert ſtürzte, ſchwer getroffen, vom Roß.

Chlodovech ſah's: laut ſchrie er auf vor Wuth, ſo laut, daß der Alamanne es hörte durch alles Getümmel der Schlacht: „Hieher, König! Dich ruft Chlodovech, der Meroving! Speere! Reicht mir Speere!“

Der Andere wandte ihm den mächtigen Rappen zu: „Ah, Friedebrecher, Landräuber. Warte!“

„Wodan hilf!“ flehte Chlodovech. „Nur bei dieſem Wurf! Dir vertrau' ich ganz.“

Seine Lanze flog gleichzeitig mit der des Feindes: aber krachend zersplitterte sie an dem erzbeschlagenen Schild des Alamannen in viele Trümmer, während dessen Wurf dem Franken mit solcher Wucht den Helm vom Haupte schmetterte, daß der halb Betäubte fast aus dem Sattel geflogen wäre.

Aber im selben Augenblick stürzte sein Hengst todt zu Boden. Nahezu hätte er den Reiter unter sich begraben. Mit knapper Noth machte er sich los von dem Thier. Da stand er nun allein, weit vor seinem Fußvolk — seine nächsten Mitkämpfer zu Pferd lagen todt oder wund — und schon sprengte der Hüne auf ihn ein, das ungeheure Hiebschwert schwingend.

Da schrie Chlodovech in höchster Noth: „Gott Hrothehildens! Rette mich und gieb mir den Sieg: Und — ich schwör's — ich laß mich taufen! Dir vertrau' ich. Hilf!" Und mit der Linken an das Christusbild, unter der Brünne an der Brust, drückend,

holte er mit der Rechten aus, mit gewaltigem Wurf seinen letzten Speer zu versenden.

Der Speer traf: er drang dem Riesen gerade oberhalb der Brünne in die Kehle und fuhr im Nacken wieder heraus: der Gewaltige sank, rasselnd in seinen Waffen, rücklings vom Gaul, der, des Reiters ledig, in weiten Sprüngen zurück jagte, Schrecken und Trauer tragend, in die Reihen der Alamannen.

„Sieg!“ jubelte Chlodovech. „Herr Christus, ich bin dein! Jetzt schaff' mir noch ein frisches Pferd.“

„Hier, König, nimm das Meine!“ rief Ansovald, abspringend.

„Du? Du zurück?“ sprudelte Chlodovech hervor im Aufsteigen. „Wo sind sie? Bringst du sie nicht?“

„Habe sie schon gebracht! Dort sind sie! Hörst du sie?“

Mit brausendem Schlachtruf brachen da Bätaver und Sugambern in die rechte Flanke der Alamannen.

Dieſe ſchon ſtundenlang im Gefecht, von der Hitze erſchöpft, hielten dem Anprall friſcher Truppen — auserleſener Krieger — nicht Stand.

Das Gerücht von dem Fall ihres Königs erreichte einſtweilen auch jene Scharen, die nicht Augenzeugen geweſen waren: ſie wankten, ſie wichen, ſie ließen von der Bedrängung der Uferfranken ab.

Die aber wetzten eifrig ihre Scharte aus: von der Vertheidigung gingen ſie raſch zum Angriff über und nun von Uferfranken, Bätavern, Sugambern und von Chlodovechs Fußvolk von allen Seiten her angefallen, warfen die Alamannen die Waffen weg und flohen.

„Verſchone uns,“ riefen, die ihn kannten, Chlodovech zu, „unſer König iſt todt: ſei du unſer König. Wir ſind dein!“

Gern hätte der ſie zur Rache alle erſchlagen laſſen: denn er war der Verzweiflung recht nahe geweſen. „Aber wàs denn? wàs denn?“ flüſterte er Anſovald zu. „Iſt ja dumm! Brauche ſie demnächſt gegen — nun, gegen andre Leute.“

Und ſo gebot er denn, der Waffenloſen zu ſchonen. Nur die Gefolgen des gefallenen Königs verweigerten die Ergebung: ſie wollten ihren Herrn nicht überleben und kämpften fort, bis der letzte Mann erſchlagen lag.

XXI.

Zum Himmel jauchzend war der Königin Freude, als Clodovechs Boten nicht nur des Königs Sieg und wunderbare Rettung, auch — aber unter Einschärfung noch des tiefsten Schweigens — seinen Glaubens-Entschluß meldeten.

Sie sank unter Freudenthränen in Genovefas Arme und wiederholte immer wieder: „Das verdanken wir deinem Gebet, du heilig' Mädchen. Uns Sünder würde der Herr nicht erhört haben. Du aber, ich weiß, hast Tag und Nacht für ihn gebetet."

„Ja," erwiderte sie unter Thränen der Rührung. „Ich mußte die Seele des Sohnes retten, da ich den Vater nicht aus schwerster Sünde und aus Wahnglauben zu lösen vermochte."

Alsbald begannen — noch vor der Sieger Wiederkehr — die Vorbereitungen zur Taufe: Theoplastus und Cautinus wollten sich der Leitung bemächtigen: aber der König ließ wissen, er übertrage das dem ehrwürdigen Remigius. Grollend traten jene zurück.

Nicht so rasch als Frau Hrothehild wünschte, konnte der Gemahl nach Hause kehren.

Zunächst mußten die Gaue der Alamannen, die sich unterworfen hatten, für den neuen Herrscher in Eid und Pflicht genommen werden: der durchzog das Land von West nach Ost, an den alten Malstätten die freien Männer versammelnd, wo sie dann auf ihre Waffen eideten. Jene östlichsten Gaue, deren Aufgebote die Niederlage und Ergebung an der Lauter nicht getheilt hatten, hielten noch zurück: ihre Scharen besetzten ihre Marken und als sich Clodovech anschickte, mit Gewalt vorzugehen, da erschienen plötzlich in seinem Lager Gesandte des großen Gotenkönigs zu Ravenna, der ihm sagen ließ, diese Ostgaue hätten sich unter seinen Schutz begeben: „Unter der Amaler

fleckenloſen Schild ſind ſie geflüchtet: hüte dich, auf ſie zu ſtoßen: jeder Stoß träfe nicht ſie, — träfe meinen Schild."

Zähneknirſchend vernahm der Merovinq die Vorleſung des Schreibens: giftige Blicke warf er den Geſandten zu: es war des Goten alter Waffenmeiſter Hildebrand, im langen Weißbart, und ein Graf Vitigis: hitzig wollte er ſie anfahren: aber er bezwang ſich und entließ ſie mit dem Beſcheid, er werde des weiſen Theoderichs Wort befolgen.

Als ſie das Zelt verlaſſen, tobte er darin wild umher rennend.

„Anſovald, wie ich ihn haſſe, der mir in den Arm fällt, wie ich die Frucht des Sieges pflücken will! Aber was denn? Bin noch zu ſchwach! Ich ganz allein gegen ihn und ſein Rudel von verbündeten Königen! Was hilft's, gegen ſolche Uebermacht losfahren? Iſt ja dumm! Erſt muß ich aus ſeinem feſtgeſchnürten Bündel von Speeren den einen oder andern locker gemacht und leiſe herausgezogen

haben, bevor ich die andern zerbrechen kann. Thu's ganz gewiß!

Alſo in des Teufels Namen — an den ich ja jetzt glauben muß! — kehren wir um und laſſen wir einſtweilen liegen, was noch nicht zu haben iſt."

Auf dem Rückweg verweilte Clodovech einige Tage zu Metz, wohin die beiden Verwundeten — Vater und Sohn — gebracht worden waren — auch Guntbert, deſſen geſunde Kraft ſich raſch von der Wunde erholt hatte: er war bald zu Hauſe, in Bertradens treuer Pflege: die Königin Baſina wandte ihm ihre eifrige Heilkunſt zu.

Auch den beiden Uferfranken drohte nicht Lebensgefahr.

„Schade," meinte Chlodovech, als er es erfuhr, vor ſich hinſprechend. „Ein oder zwei Todesfälle jetzt hätten mir ſpätere Arbeit erſpart."

Er beſuchte, von dem Sohne, — der ſchon wieder gehen konnte — begleitet, den Alten auf ſeinem Lager. Der hob nun an, ſeinen Antheil an dem

eroberten Land in Anſpruch zu nehmen. Aber übel kam er an.

„Wàs? . . . wàs? Wàs denn?“ herrſchte der Gaſt ihn an. „Was fällt dir ein? Du fieberſt wohl! Der dir gebührende Antheil am Alamannenland: — weißt du, wie viel der beträgt? Sechs Fuß Erde an der Lauter!

Wer hat die Schlacht verloren? Du! Wer hat die verlorne zurückgewonnen? Ich! Oder der Herr Chriſtus, würde Frau Hrothehild ſagen,“ fügte er bei, ſich fromm, aber ungeſchlacht bekreuzend: denn das hatte er einſtweilen erſt ein wenig gelernt. „Sei du nur ſtill und ganz zufrieden, wenn ich dir, zur Strafe für euer Verhalten, nicht ein Stück von deinem Land nehme: zum Beiſpiel dieſe feſte Stadt, in der jetzt fünftauſend Salier ſtehen: das bedenke, ſinnſt du etwa auf Gewalt gegen mich.“

Und ohne ein weiteres Wort ließ er ihn liegen und ſchritt hinaus.

Der Sohn folgte ihm, zu begütigen. „Ich,“

meinte er, mit einem ſcheuen Blick auf den Gewaltthätigen, „ich würde dich nie reizen, wenn ... wenn ich König wäre.“

Der Merovinq blieb plötzlich ſtehen und warf einen ſcharf bohrenden Blick auf ihn.

Der Jüngling ſchlug raſch die Augen nieder.

„So, ſo!“ ſprach der Andere langſam. „Es dauert dir wohl zu lange? Was denn?“

„Ja,“ ſeufzte der Sohn. „Als ich dort in der Schlacht erfuhr, er ſei, ſchwer getroffen, vom Pferde geſtürzt, da glaubte ich ſchon ... Der Alte iſt zäh und er hält mich kurz in ... Aber gleich darauf ſank ich ſelbſt und der Alte ...“

„Blieb am Leben! Ja, es geht manchmal Alles verkehrt in der Welt Allein, Geduld und ... Muth! Wir ſprechen ein andermal darüber, falls es noch gar zu lange währt. Wodan — was denn? — wollte ſagen, Chriſtus erfülle deine Wünſche.“

XXII.

Nach Paris zurückgekehrt und von den Seinen jubelnd empfangen, wiederholte der Neubekehrte seine strenge Einschärfung, die bevorstehende Taufe noch immer geheim zu halten.

Erstaunt und nicht ohne Mißtrauen fragte die Königin: „Weßhalb? Schämst du dich des Herrn!“

„Was denn? Ist ja dumm! Er hat ja seine Wodan überlegne Macht so deutlich bewiesen, daß ich blind sein müßte, hätt' ich's nicht gesehen. Schämen! Eher dessen müßte ich mich schämen, so lang dem Unrechten, das heißt dem Minder-Mächtigen, gedient zu haben.

Aber — Vorsicht thut Noth. Denn, weißt du, schöne Bekehrerin, ich möchte beileibe nicht, indem ich das Himmelreich gewinne, das Frankenreich darüber

verlieren! Und das könnte mir leichtlich begegnen. Zwar können mich meine Franken nicht hindern, zu glauben, an wen ich will: aber ich kann auch sie nicht hindern, wenn ich von ihren alten Göttern abfalle, sich einen andern König zu wählen. Wäs denn? Sie haben das Wählen gar nicht nöthig. All' meine Nachbar-Könige, meist meine Ohme und Vettern und andere Schwertmagen, sind noch eifrig heidnisch: Theudibert zu Béthune, Ragnachar zu Cambrai, Chararich zu Thérouenne, Rignomer zu Le Mans und noch ein halbes Schock solch' unnützer Mit-Esser an Gallien: meine Gaulente brauchen nur über meine — überall so nahen! — Gränzen zu ziehen: mit offenen Armen nehmen die lieben Nachbarn meine Krieger auf: das heißt: mir weg. Und leicht bezwingen sie mich dann, von allen Seiten eindringend."

„Der Herr Christus wird dich dann beschützen," tröstete die Königin.

„Ja, wäs denn! Wäs denn! Gar zu oft möcht' ich ihn doch nicht mühen, da oben auf seinem

Himmelsthron. Und ein rechter Mann muß ſich vor Allem ſelber ſchützen. Beten iſt gut, aber fechten dabei! Deßhalb gönnet mir nur ſo viel Zeit — ich werde ja doch ſo raſch noch nicht ſterben! — meine Franken ein wenig vorzubereiten: mindeſtens eine ſolche Zahl von ihnen und ſo tüchtige, daß die Andern ſich beſinnen werden, ehe ſie mit uns anbinden. Ob Guntbert . . .?" Er ſchüttelte den Kopf. „Ach nein! Den hält meine Frau Mutter allzu feſt in der Hand. Uh, wenn ich die Schelte der grimmen Wodans-Prieſterin doch ſchon überſtanden hätte! Sie hat ſo beſondere Augen! Ich fürchte dieſe Augen immer noch ſo, wie wann ich als Knabe ſo eine kleine nette Lüge gelogen hatte. Muß ich denn durchaus dieſen unheildrohenden Augen begegnen? Was denn? Wollen doch 'mal ſehen . . ." ſchloß er ſinnend.

Während dieſer Vorbereitungen verlangte Remigius, der Neubekehrte müſſe nun, bevor er würdig ſei,

die Taufe zu empfangen, gründlich in die Lehren der Kirche, in die genaue Kenntniß der heiligen Geſchichte eingeführt werden und ſandte zu dieſem Behuf einen frommen und gelehrten Prieſter, Hluthart, der ihn täglich mindeſtens eine Stunde unterweiſen ſolle.

Aber Clodovech ſträubte ſich gewaltig!

„Wàs denn! Wàs denn? Wozu denn? Ich habe von meiner lieben Hausfrau Tag und Nacht all' dieſe Jahre her ſchon ſo viel hören müſſen von dieſen heiligen Geſchichten, daß es langt. Iſt ja gar nicht nöthig, daß ich's ſo genau weiß, wie der Prieſter da: will ja nicht predigen. Ich glaub' es ja doch nicht, weil der es ſagt oder weil es in dem dicken Buch da ſteht, ſondern ganz einfach von wegen des Tags an der Lauter. Und täglich eine Stunde ſitzen wie die Knäblein in der Kloſterſchule! Das halt' ich nicht aus. Hätt' ich das gewußt . . . !"

Mit Mühe bewogen ihn die Bitten der Königin, nachzugeben.

Er meinte dann, zu der Stunde könne ja ſeine

Mittagsmahlzeit verwendet werden! Als der Prieſter das entrüſtet ablehnte, ſetzte der ungebärdige Schüler durch, daß die halbe Zeit im Umherwandeln, nicht im Sitzen verbracht werde. Darauf ließ ſich der Mann Gottes ein.

Als ſie nun eines Tages in dem Palaſthof auf und niederſchritten und Hluthart ausführlich erzählte, wie der Herr von Petrus verleugnet worden ſei, rief der Merowing unwillig: „Ah, der Neiding! Und den hat man nicht aus der Gefolgſchaft geſtoßen? Und der iſt ein Heiliger? Da ſind mir Guntbert und Anſovald lieber!“

Und als bald darauf berichtet ward, wie der göttliche Dulder von den Juden mißhandelt und verhöhnt wurde, fuhr der König heftig auf: „Ja, dieſe Juden! Die Elenden! Man kann ihnen noch heute nicht genug Geld abdrücken — zur Strafe. Wär' ich nur dabei geweſen mit meinen Franken“ — zornig ballte er die Fauſt —, „wahrlich, er wäre nicht gekreuzigt worden!“

„Aber Herr König, bedenke doch! Dann wäre die Menſchheit nicht erlöſt worden.“

„Ja ſo! — — Nun, den Sieg an der Lauter hätte er mir doch auch ſo geſpendet.“

Kopfſchüttelnd ſeufzte der Lehrer: „Ach, all' mein Mühen iſt umſonſt! Ich fürchte, wir werden nur deinen Scheitel taufen: — deine Seele bleibt eine arge Heidin.“

XXIII.

Alles geschah und gelang nach des Königs Willen. Unabläſſig waren er und die in's Vertrauen gezogenen Männer und Frauen bemüht, unter den vornehmſten und wichtigſten Geſchlechtern der Franken — vorſichtig und unter der Hand — Anhänger für die katholiſche Lehre und Billiger des geplanten Schrittes zu gewinnen.

Er mußte gelingen: die Annahme des Chriſtenthums durch die Franken war nur eine Frage der Zeit: in dem durchaus römiſchen und durchaus chriſtlichen Gallien war die Aufrechthaltung des germaniſchen Heidenthums eine Unmöglichkeit: in Städten wie Paris oder Soiſſons konnte man nicht germaniſchen Wald-Cult treiben: da rauſchten weder Wodans Eſchen noch Donars Eichen, da konnte keine Göttin Nerthus

aus geheimnißvollem See tauchen: die Franken mußten das Chriſtenthum annehmen, als ein weſentlich Stück der römiſchen Cultur: nur etwa, ob ſie wie Burgunden und alle Goten, Arianer oder Katholiſche werden würden, konnte zweifelhaft ſcheinen.

Es ward von weltgeſchichtlicher Bedeutung, daß Chlodovech katholiſch ward.

Damals ward der Grundſtein gelegt zu Karls, ja ſogar ſchon für Otto's römiſches Kaiſerthum: denn es ruhte auf der Schutzpflicht und dem Schutzrecht über die katholiſche, die römiſche Kirche.

Auch ziemlich plumpe Gewinnungsmittel, Geſchenke von Gold, Land, Verleihung von Aemtern wurden gelegentlich nicht geſpart, am Meiſten aber wirkte der Hinweis auf den offnen Willen der Königin und den, nur den zu Gewinnenden kundgebenen geheimen des Königs ſelbſt: wer die Gunſt des Hofes wollte, durfte dem Schritt wenigſtens nicht widerſtreben, wollte er ihn noch nicht mit ſchreiten.

Nach wenigen Monaten unabläſſigen Zuſammen-

wirkens mit den beiden Frauen, mit Remigius, Theoplastus, Cautinus und andern Geistlichen konnte der König jenem frommen Bischof sagen lassen: „Die Aerndte ist reif. Bring' sie unter Dach." Es war die verabredete Losung.

Es ging gegen Weihnachten: eine Zeit, da das christliche Fest und die heidnische Sunwend viele Leute an den Hof zogen, weil der König alsdann eines der kleinen „Placita", das heißt Versammlungen der einflußreichsten Großen, abzuhalten pflegte. Es fiel daher nicht auf, daß dies auch jetzt berufen ward; außer diesen Vornehmen hatte der König aber auch auserlesene Heermänner der nächsten Gaue zu einer Musterung beschieden.

Wenige Tage vor dem Fest hielt Clodovech auf dem weiten freien Platz im Norden vor dem Palatium diese Heerschau ab; er ritt, umgeben von den gewonnenen Großen, auf königlich geschmücktem Roß langsam durch die Reihen, lobte gar manchen Krieger für alte und neue tapfere Thaten oder für stattliche

Waffnung und mit vollen Händen theilte er Spangen, Armringe, Schmuckplatten, auch Goldmünzen aus, die ihm in zwei Schilden nachgetragen wurden.

Das währte geraume Zeit; dann sprang er ab und bestieg die oberste Stufe der Treppe vor dem Palast, wo er weithin sichtbar und vernehmbar war:

„Hört mich, freie und tapfre Franken, hört eures Königs Wort. Viele von euch haben's mit erlebt, mit angesehen, alle Andern haben es erfahren, wie die heiße Alamannenschlacht verlief. In höchster Noth rief ich Wodan und die alten Götter an: sie ließen mich im Stich, sie konnten mir nicht helfen gegen jenen Hünen. Da, um mein Leben ringend, gelobte ich dem katholischen Gott Treue und Mannschaft, wolle er mich retten. Mit diesem Worte flog mein Speer, der Riese fiel. Der Gott Hrothehildens hat mir das Leben, euch die Schlacht gerettet.

Wohlan, ich halte mein Wort: er hat voraus bezahlt: — anders hätt' ich's ja nie gethan! — ich leiste nach. Am Weihnachtstag nehm' ich die Taufe.

Wer von euch folgt seinem König nach —? Im Leben: in den Sieg, im Tod: in die Seligkeit des Himmelreichs?"

Da erscholl von vielen, vielen Stimmen brausender Zuruf: der Beifall der im Voraus heimlich Gewonnenen riß gar viele Ueberraschte, Gedankenlose fort: „Wir werfen von uns," riefen die Eingeweihten, „die unmächtigen Götter, wir folgen dir, Herr König, zu dem Gott, der dir den Sieg gegeben hat."

Die Mauern erdröhnten von dem Geschrei: dreitausend Männer waren's, die so riefen.

XXIV.

An dem Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages war in der geräumigen Basilika des heiligen Johannes, die sich dem Palatium gegenüber erhob, doch bei Weitem nicht Platz zu finden für Alle, die das große Ereigniß angezogen hatte: die freudig bewegten Katholiken der Stadt, die eifrigen neu Gewonnenen, und zumal große Haufen von heidnischen Franken, eingerufene Heermänner und viele fränkische Umwohner, zu denen die Nachricht rasch gedrungen war: diese zog die Neugier, das Staunen herbei, auch das Verlangen, die nie geschauten Wunder des alle Sinne bezwingenden Gepränges kennen zu lernen, die damals die Kirche allein zu entfalten vermochte.

Sie wurden nicht enttäuscht, sondern berückt und bezaubert.

Die Königin wußte, wie ſtark dieſe Mittel wirkten: hatte ſie doch ſogar gehofft, ſelbſt Chlodovech, den ungleich mehr als ſein Volk an Prunk und Pracht gewöhnten, durch die bei der Taufe des erſten Sohnes dargelegte myſtiſche Herrlichkeit bis zur Annahme ihres Glaubens zu betäuben: das war damals freilich mißglückt. Aber man zählte darauf, wie all dieſe Blendung wirken müſſe auf die ſchlichten Naturmenſchen, auf die ſaliſchen Heerleute, die da aus ihren Holzgehöften im Rheinſumpf oder im Scheldewald in die Stadt, an den Hof, in die Kirche gekommen waren und nie dergleichen geſchaut noch geahnt hatten.

Die triumphirende Kirche zeigte heute wohlweislich all den Pomp, all den Reichthum an Mitteln der verſchiedenſten Künſte, Kunſthandwerke und ſinnberauſchenden Luxus-Genüſſe, über die damals eben nur ſie in ihren Baſiliken gebot.

Schnee und Schmutz waren aus den „Breitſtraßen“, „Plateä“, ſäuberlich hinweggefegt, bunte Teppiche und Decken wurden nach altrömiſcher Sitte über die gereinigten

Flächen gespreitet und aus den Fenstern aller Gebäude gehängt, die Kirchenmauern und die Säulen des Porticus waren mit weiß glänzendem Linnen überzogen, und mit Kranzgewinden aus immmer grünenden Blättern umschlungen. Wohlgerüche, süß, nur allzu süß, — bis zur Betäubung, bis zur Umnebelung der Denkkraft, — strömten aus den Weihrauchbecken, die weiß gekleidete Knaben, einander ablösend, unermüdlich schwangen: zahllose Wachskerzen — die Grundholden der Kirche hatten vor anderen Dingen als „Wachszinsige" vor allem Wachs für diese Kerzen zu liefern, man kannte diese Art Beleuchtung kaum im Königspalast — verbreiteten, ausstrahlend vom Altar und dem Taufbrunnen, ein blendendes Licht, das die Augen zu schließen zwang. Und so vernahm die Menge, vom Weihrauch eingelullt, mit gesenkten Wimpern den süßen Gesang, den unsichtbare Kinder, den Liedern der Engel vergleichbar, hoch von den Logen oberhalb der Absis erschallen ließen.

„Da verhängte," schreibt der ehrliche Gregor von

Tours, „Gott über alle Anwesenden, solche Gnade, daß sie wähnten, unter den Düften des Paradieses zu weilen."

Aehnliches empfand wohl — in seiner Weise — ein hünenhafter Heermann aus dem Kohlenwald, der nie eine Stadt, nie eine Kirche von innen gesehen hatte: „Du, Sigiboto," meinte er, seinen Nachbar in der Mark und im Heerkeil anstoßend, „das ist schöner und herrlicher als ich Walhall schildern hörte. Mich gelüstet, dem König in seinen Himmel zu folgen."

„Mich nicht," erwiderte der Andre.

„Warum nicht? Was gebricht hier an allem Besten?"

„Hei, nichts, zu hören und sehen und riechen. Aber — was meinst du, daß in jener großen Kufe ist?" — er wies auf den in den Steinestrich eingelassenen Taufbrunnen — „ich hab' hinein geschaut: Wasser, elendes Wasser. Zu trinken giebt es nichts, so scheint's, im Christenhimmel. Ich fahr' gen Walhall."

Gegen Mittag füllten ſich das Innere der Baſilika und der Porticus draußen vor den geöffneten Thüren und die Stufen des Anſtiegs und der breite Platz zu deſſen Füßen und alle einmündenden Straßen.

In der Abſis der Baſilika, hier, wie gewöhnlich, nach Oſten liegend, auf dem Hochaltar ſtanden die Biſchöfe Remigius von Rheims, Avitus von Vienne — als Gaſt der Königin, — Heraclius von Paris, Theoplaſtus und viele andre in ihren goldgeſtickten weißen und rothen, oft ſeidenen Gewändern, ungezählte Geiſtliche zu ihren Füßen auf den niederen Stufen.

Ihnen gegenüber in dem Querſchiff, zwiſchen den beiden Kanzeln, der nördlich links für die Vorleſung des Evangeliums, der ſüdlich rechts für die der Epiſtel, thronte die Königin, das Antlitz verklärt von unausſprechlicher Freude und ihr zur Rechten — ſo hatte ſie befohlen — ſaß Genovefa, deren Gebet das Beſte gethan.

Der Raum unmittelbar vor dem Altar war durch

zwei Stufen über den Boden der Kirche erhöht und durch zierlich geschnitzte, mit Purpurtüchern überhangne Schranken — „cancelli“ — abgeschlossen: das Sanctuarium enthielt in der Mitte den Chor, das heißt den Altar und an den beiden oberen Enden der Seitenschiffe links das „Senatorium“ für die vornehmsten Laien und die klosterlosen Mönche, rechts das „Matroneum“ für die edeln Frauen und die Nonnen.

Das ganze Mittelschiff und die Vorderseiten der beiden Seitenschiffe waren ausgefüllt von den fränkischen Heermännern, die, dreitausend an der Zahl, im Schmuck und Glanz ihrer besten Waffen dem Vortritt ihres Königs folgen wollten: darunter sah man Ansovald, dann die Grafen von Paris und von Soissons, von Rouen und von Amiens, von Arras und von Tournay, von Tongern und von Namur, von Rheims und von Meaux.

Ebenfalls durch Schranken abgesperrt zog sich hart am Eingang quer ein schmaler Raumstreif hin, „das

Rohr". „Narthex", in dem die nicht zur Gemeinde Gehörenden das Evangelium und die Epistel anhören durften: aber die Ausgeschlossenen und die Büßenden lagen vor den Thoren, draußen, in dem Porticus, mit dem Antlitz auf den Marmorestrich hingestreckt.

Die Säulen, die, je zwölf an der Zahl, in zwei Reihen das breitere Mittelschiff von den beiden Seitenschiffen abgliederten, waren das wenigst schöne an dem Bau: das heißt, manche von ihnen war an sich gar prächtig: allein man hatte bei der Errichtung der Kirche — etwa um's Jahr vierhundert — diese vierundzwanzig Säulen nicht neu und einheitlich hergestellt, sondern sie genommen, wo man sie fand: in andern, zerfallenden Basiliken, in Tempeln der Olympier, aus dem Palatium, aus den städtischen Hallen und Bädern: so standen sie durcheinander: dorische, jonische, korinthische, von schwarzem, weißem, gelbem, rothem, braunem Marmor: heute aber störten diese Widersprüche wenig, denn sie waren fast in ihrer ganzen Höhe von prachtvollen rothen, gold-

gestickten Umhüllungen umkleidet, die auch von den zierlichen Halbbogen, die sich von Säule zu Säule schwangen, herab hingen.

Das Innere der Wände und die flache, getäfelte Decke war über und über geschmückt durch Mosaiken, welche Christus, die Apostel, den Ausgang des heiligen Geistes in Taubengestalt, zahlreiche Heilige, dann aber die sinnbildlichen Gestalten altchristlicher Kunst darstellten: den seine Lämmer weidenden Hirten, den von der Schlange umringelten Baum der Erkenntnis, und andre mehr. Am reichsten prangte solcher Schmuck auf Goldgrund in Mussiv-Werk an dem „Triumphbogen", der, Antikes in das Christliche übertragend — früher hatten die Bilder der Imperatoren die Absis geschmückt — den Sieg Christi über den Tod bedeutend, bei der Mündung des Langschiffs in das Querschiff in gewaltigem Schwung auf zwei mächtigen Säulen von Seitenwand zu Seitenwand sich hob und senkte. Aber die reichste Pracht war erfindungsreich gehäuft auf Ausschmückung des Tauf-

beckens, des „Baptisteriums," das neben der linken, der nördlichen Kanzel, sieben Fuß tief in den Boden der Kirche eingelassen und mit geweihtem Wasser gefüllt war.

Der schöne Tiefbau des Brunnen-gleichen Beckens aus weißem, parischem Marmor, stammte aus den Bädern der „Amphitrite," die Julian der Abtrünnige nach seiner Thronbesteigung hatte aufbauen lassen, „in dankbarem Gedenken der Stadt seiner lieben Parisier, die seinen Stern zuerst aufsteigen sah."

Der ganze kreisrunde Rand war mit goldenem Beschlage belegt: und auf diesem Beschlag erhob sich ein hohes, in einer vergoldeten Stangenspitze auslaufendes Zelt aus feinster, weißer Wolle, von rothen Seidenbändern gestreift: die Spitze der Stange aber trug ein Kreuz und in der Mitte des Kreuzes lag, von undurchsichtigem Glase bedeckt, ein Splitter des Kreuzes Christi.

Nach langem Harren der Menge erschollen von dem linken Seitenschiff her aus einem angebauten

kleinen Oratorium drei Schläge auf ein ehernes Becken und in feierlichem Zug erschien eine Anzahl von Bischöfen und Priestern, Chlodovech in den lang wallenden weißlinnenen Taufgewanden herein führend

Bei seinem Anblick brachen alle die vielen hundert Priester in den brausenden Ruf aus: „Gesegnet bist du, der du suchest den Herrn. Der Sieg ist mit dir."

„Dies letzte ist das Beste an der Sache," sprach Chlodovech mit tiefstem Ernst, an den Brunnen heran schreitend.

Nun schritten Remigius und Avitus — mit Groll im Herzen blieb Theoplastus zurück, — von dem Altar zu dem Täufling herab und reichten ihm die Hände, wie er die Marmorstufen in den Brunnen hinab stieg.

Als er, vom Wasser bis an das Kinn umspült, auf der letzten Stufe stand, sprach er mit lauter, weithin durch die Kirche schallender Stimme, — es sollte eine Bitte sein, aber es klang wie ein Befehl: „Ehrwürdiger Herr Bischof von Rheims, ich begehre

von euch durch den Taufbund aufgenommen zu werden in die Gemeinschaft der katholischen Kirche."

Da sprach feierlich Remigius: „Dir werde nach deinem Willen zum Heile deiner Seele: beuge den Nacken, fortab gesänftigt, Sugamber, tauch' unter, spüle ab das Siechthum des alten Aussatzes und die lange getragnen Flecken mit frischem Naß."

Hier erfaßte er das rothe Haupt mit den langen merovingischen Königslocken und tauchte es unter, so daß es triefend wieder empor kam.

„Nun steig' heraus, ein zweiter Constantinus!"

Wenig ahnte der fromme Mann, wie viel weissagende Wahrheit er aussprach, in diesen zwei Worten.

Constantin hat das Römerreich, Chlodovech das Frankenreich, und so das ganze Abendland dem Christenthum überliefert.

Den Augenblick, da der König wieder der Seitencapelle zu schritt, die Taufkleider abzulegen, nutzte Theoplastus, sich an ihn heran zu drängen: „Vergiß

nie, Herr König," raunte er ihm in's Ohr, „wem du dieſe Stunde verdankſt. Ich war's, der Hrothehild . . ."

„Haſt du ſie vielleicht entführt?"

Gereizt erwiderte der Biſchof, ſo laut er konnte, — denn er wollte den König vor allem Volke zwingen, mit dem Heidenthum gewaltſam zu brechen:

„O neugewonnener Bruder. Bete an, was du verbrannteſt, verbrenne, was du angebetet!"

„Schweig doch, bei Wodans Zorn!" flüſterte ihm Chlodovech wüthend zu. „Sollen die Heiden hier mich auf dem Fleck, gleich an dem Taufbecken — noch naß! — in's Himmelreich ſchaffen? Ich mag noch nicht da hinauf. Was denn? Die Franken mögen glauben, an wen ſie wollen, wenn ſie nur meine Schlachten ſchlagen. Laß mich in Ruh'. Ich bin ganz naß. Ich friere."

XXV.

Bald nach der Taufe führte der Bekehrte mit ſeiner klugen und thateifrigen Königin ein wichtig Geſpräch, zu dem Anſovald beigezogen war.

„Ihr ſeht," begann er, „bisher haben die Heiligen — wie ich alſo nun nachträglich einſehe! — mich von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg geführt, was eigentlich ſehr ſchön von ihnen iſt, da ich fort und fort nicht ihnen, ſondern den Göttern dafür dankte.

Nach des Syagrius Gebiet erwarb ich durch freiwilligen Anſchluß Aremorica, Paris und viele andre Städte, ebenſo die niederrheiniſchen Thoringe und Ein Tag gab mir ganz Alamannien bis auf die par Gaue, die der verwünſchte Amaler mir vorenthält. Das iſt nun wieder gar nicht hübſch von deinen — will ſagen

unſern — Heiligen, daß ſie dem ſolche Macht verſtatten: iſt er doch ein ſchnöder, falſchgläubiger Ketzer, ein Arianer, der noch nicht einmal eingeſehen hat, daß der Herr Chriſtus und Gottvater eins ſind! Der verſtockte Sünder, der!

Alſo ſchöne Erfolge: — doch noch lange nicht genug!

Da hocken um mich herum, in nächſter Nähe, mehr als ſechs ſaliſche Gaukönige und ein uferfränkiſcher in Köln und hemmen überall meinen Schritt über meine Gränzen und nehmen mir die Luft zum Athmen.

Die müſſen fort, alle mit einander!

Ein kleiner König iſt gar kein König!

Zu dem aber: nicht an mich allein denk' ich, — auch an das Wohl der Franken! Ich darf ſagen, daß ich viel klüger bin und beſſere Herrſchaft führe als all' die Andern: es wird ihren Gauen gedeihlicher gehen unter mir. So denken die Leute dort ſelbſt. Mancher ſchon hat in ſolchem Sinne zu mir geredet. Die

Zeit für dieſe alten Gauverbände, dieſe kleinen Volksſplitter iſt vorüber: ſie paßte in die Urwälder rechts vom Rhein, wo tageweites Oedland — wegloſes, — die Siedelungen trennte: nicht für dies Gallien, wo Dorf an Dorf, Stadt an Stadt ſich reiht. Die Zeit iſt reif, die kleinen Tropfen zuſammen rinnen zu laſſen: wer das erkannt hat und unternimmt, der iſt Herr in Gallien: von ſelbſt, nach nur leiſem Rütteln, fallen ihm die reifen Früchte in den Schos! Wohlan, ich hab's erkannt und will's vollenden! Was denn!"

Beide Hörer nickten Beifall, nicht ohne Bewunderung des hellblickenden und kühnen Geiſtes. Aber die Königin ſprach:

„Und Eines, mein Chlodovech, haſt du dabei ganz bei Seite gelaſſen: das Wichtigſte, Heiligſte: alle deine Nebenkönige ſind Heiden: du allein vertrittſt die katholiſche Lehre. Ohne Zweifel wirſt du bald anfangen, in deinen bisherigen Landen den Götzendienſt zu verfolgen, auszurotten . . ."

Chlodovech blies wieder einmal hörbar vor ſich hin: „Puh! Wàs denn? Fällt mir nicht ein. Laß doch jeden glauben, was er mag. Soll ich meine tapfern Heiden erboßen gegen mich? Iſt ja dumm. Und Frau Baſina! Und mein Verſprechen, dem ſterbenden Vater gegeben: hab' dir oft davon erzählt."

Aber die Königin beharrte: „Der wahre Glaube kann den falſchen nicht neben ſich dulden."

„Frau Königin," warf Anſovald ein, „wenn das chriſtlich iſt, — ſo iſt's nicht ſchön. Solchen Schwur hab' ich mit der Taufe nicht angenommen."

„Nun wohl," meinte die Königin, geſchickt ausweichend, wo ſie noch nicht hoffen konnte, durchzudringen, „auch ohne Verfolgung werden die Heiden in jenen Reichen eher unter einem katholiſchen als unter einem heidniſchen König für das Evangelium zu gewinnen ſein. Darum vor Allem billige ich deine Pläne und werde die Heiligen anflehn, ſie durchzuführen!"

„Ach nein," lachte Chlodovech, „das werd' ich doch

wohl schon selbst in die Hand nehmen müssen. Ich mache so was nicht so heilig, aber rascher, kräftiger. Ich besorge, die Heiligen würden nicht alle die Wege wandeln wollen, die doch allein zum Ziele führen. Auch braucht's mehr Schlauheit, als ich den meisten Heiligen zutraue: Zöllner, Fischer, was werden die viel von Königskunst verstehen? Endlich leben sie ja alle schon so lang im Himmel, daß sie kaum noch wissen werden, wie's hier unten zugeht: — gewiß ganz anders, als dort, wo sie immer nur beten und Psalmen singen.

Nun merk' auf, Ansovald, wie ich mir die Sache, die Reihenfolge ausgediftelt habe. — Es versteht sich, daß wir mit der leichtesten Arbeit anfangen, und an die schwerste zuletzt gehen."

„Warum?"

„Was denn? Ist ja klar. Jeder Gau, den ich gewonnen, verstärkt sofort mit seinen Speeren mein Heer, so daß ich, von Stufe zu Stufe immer mächtiger werdend, so gewachsen zuletzt auch dem

Mächtigſten überlegen bin. Wir fangen an mit dem leichteſten Werk: mit Ragnachar von Cambrai."

„Aber, Herr," warf Anſovald ein. „Der iſt doch damals mit uns gegen Syagrius gezogen!"

„Was denn! Das dank' ihm der üble Höllenwirth! Er hat's doch nur aus Furcht vor uns gethan. Und überdies bekam er ſeinen Antheil an der Beute."

„Wenigſtens an der Fahrhabe, nicht am Lande!"

„Auch noch? Schon die vielen tauſend ſchönen Solidi wurmten mich," grollte Chlodovech. — „Merk' auf: ſein Heerbann iſt der ſchwächſte unter den Saliern. Ueberdies haßt ihn ſein eigen Heer, weil er außer andern Laſtern der Habgier fröhnt, — der Freude an den Solidis, was man doch nicht ſoll: nicht wahr, fromme Königin? Das geht wohl gegen das ſechſte Gebot? — Nein, nein gegen das zehnte! — Er und ſein Freund und Kämmerer Farro, mit dem er jeden Raub theilt, nehmen was ihnen beliebt und gelüſtet den Unterthanen mit Gewalt. Nach jedem ſolchen

Griff pflegt er zu ſagen: „So, das iſt gerade recht für mich und meinen Farro.“ Ich meine immer, wenn man bei ſeinen Großen ein wenig vorbohrt mit Geſchenken, laſſen ſie ihn gern im Stich mitten in der Schlacht: es wird da gar nicht viel Eiſen brauchen, nur ein wenig Gold. Und auch das Gold . . .?“ Er lächelte pfiffig vor ſich hin und blinzelte mit den kleinen blaugrauen Augen.

„Und welchen Grund zur Kriegserklärung wirſt du angeben,“ fragte die Königin.

„Grund? Was denn! Ich bin der Stärkere. Iſt das etwa kein Grund? Uebrigens: — du biſt eine kluge Frau! Für diesmal haſt du Recht! Ich habe ja den allerlieblichſt tönenden Grund, den man ſich denken kann. Ich komme als Retter und Befreier ſeiner Unterthanen von dem Räuber und Bedrücker. Das muß die Heiligen doch zu Thränen rühren und zur Segnung meiner Waffen!“

„Und wer kommt nach ihm an das Meſſer . . . an die Reihe, wollt' ich ſagen?“ verbeſſerte Anſovald.

Der Merovinq lachte vergnügt: „Thu dir keinen Zwang an in deinen Worten: bin nicht empfindlich. Der zweite wird jener elende Chararich von Théroueenne.“

„Der ſoll aber geliebt ſein von ſeinen Leuten. Was willſt du gegen den vorbringen?“

„O der Klügling! Er hat mir damals den Beiſtand gegen Syagrius verſagt. Das ſoll er nun büßen.“

„Nun,“ meinte der Antruſtio, „dem Andern hat der geleiſtete Beiſtand auch nichts genützt. Und der Dritte?“

„Den weiß ich ſelbſt noch nicht. Kommt Zeit, kommt Rath. Hab' nur keine Angſt, daß ich einen vergeſſe und übrig laſſe. Da, auf dieſem Zettel, hab' ich ſie mir alle aufgeſchrieben. Es iſt ein ganzes Rudel dem Tod geweihter Könige.“

„Und faſt alle deine Geſippen!“ meinte Anſovald.

„Bah, ich bin Chriſt. Nur den Heiden gilt als

höchſter Frevel, Geſippen-Blut zu vergießen. Ich bin Chriſt: ſie ſind elende, nichtswürdige Heiden, alſo Chriſti Feinde, alſo auch die Meinen. Nieder mit ihnen: — im Namen des Herrn!"

XXVI.

Und die Geſchichte weiß: getreulich hat der neubekehrte Vorkämpfer der Kirche Wort gehalten! Nicht Einen hat er übrig gelaſſen.

Zunächſt trugen ſeine geheimen Boten geſchäftig goldene Armringe und Wehrgehänge den Vornehmen des Königs zu Cambrai zu, nahmen deren Klagen über die Völlerei und Wolluſt und Habgier Ragnachars und „ſeines Farro“ entgegen, prieſen das Glück der Unterthanen Chlodovechs unter deſſen in der That hochbeliebter Herrſchaft und brachten alsbald die Aufforderung der Großen zu Cambrai zurück, ſie von den Bedrückungen ihres Königs zu befreien.

„Ah,“ rief Chlodovech bei der Ausrichtung dieſer Botſchaft, die er in Gegenwart ſeiner Biſchöfe und Weltgroßen entgegennahm, „wahrlich, da ruft die

Pflicht. Ziehen wir aus unter den Fittigen des heiligen Geiſtes und helfen wir den Bedrängten."

Als er mit ſeinem Heerbann von Süden her die Iſère überſchritten und das Gebiet Ragnachars erreicht hatte, ſtießen ſofort die Meiſten von deſſen „Leudes" zu ihm. Der dicke, durch Völlerei vor der Zeit unbehülflich, wehrlos gewordene König zog ihm entgegen und ſaß mit ſeinem Uebelberather bei ſchwelgeriſchem Mahle, als die Reiter ſeiner Vorhut in das Lager zurück flohen, mit der Meldung, Chlodovech ſei da!

Schwerfällig erhob ſich der Schlemmer, ſein Bruder Richar verſteckte ſich in einem Nebenraum. Farro zog das Schwert.

„Ei," fragte der dicke Ragnachar, „ſind es viele Feinde?"

„Genug für dich und deinen Farro!" lautete die Antwort.

„Mein Pferd!" gebot der König. „Flieht! Raſch!"

Aber ſchon ſchmetterten die Hörner Chlodovechs

durch das Lager, gleich darauf dicht vor dem Zelt. Die Krieger Ragnachars warfen die Waffen weg, ja die Boten ergriffen den König, zerrten deſſen Bruder aus dem Verſteck und banden beiden die Hände auf den Rücken: Farro, der ſich zur Wehre ſetzte, ward erſchlagen.

Schon ſtürmte der Merovinq, die mörderiſche Francisca in der Hand, in das Zelt, von einigen Antruſtionen gefolgt.

„Es freut mich, Vetter, dich zu ſehen," ſtammelte der Dicke. „Willſt du nicht — wir waren gerade an der Tafel — mit ſchmauſen?"

„Mich freut es gar nicht, Vetter, einen Merovinq in Feſſeln zu ſehen. Warum haſt du unſere Sippe ſo erniedrigt? Wahrlich, beſſer war es dir, zu ſterben!"

Und er hob die mächtige Streitaxt und ſchlug ſie ihm in den Schädel.

„Und du?" fuhr er Richar an, „warum haſt du deinem Bruder nicht geholfen? Dann wär' er nicht gebunden worden!"

Und hob die Streitaxt und ſchlug auch ihn todt. —

Am gleichen Tage noch hob das ganze Heer des Erſchlagenen den Sieger auf den Schild und huldigte ihm freudig als ſeinem König. Der umzog nun in feierlichem Ritt die Marken des neu gewonnenen Landes und nahm überall den Freien den Eid der Treue ab.

Als er aber nach einer Woche wieder das Gebiet von Cambrai verlaſſen und nach Paris zurückkehren wollte, da holten ihn — an der früheren Gränze — jene Vornehmen Ragnachars ein, die er vor dem Angriff durch reiche Geſchenke gewonnen hatte.

Es war ein ſchöner, aber heißer Sommertag. Chlodovechs Heer lagerte in einem ſchattigen Wäldchen hart an dem rechten Ufer der Iſère, deren Fluthen Kühlung brachten. Der König lag auf weichem, dunkelgrünem Mos unter einer breitſchattenden Linde, deren Blüthenduft er behaglich einſog; ein mächtiger Krug voll dunkelrothen Weines und ein goldener Becher — vor Kurzem hatte noch Ragnachar daraus

getrunken — ſtanden neben ihm im Graſe. Er lag, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, vergnüglich hingeſtreckt.

Da kam Anſovald, lebhaft erregt, und meldete, zwölf jener Großen von Cambrai ſeien eben angeſprengt und verlangten in heftigem Zorn, den König zu ſprechen.

„Was denn?“ lachte der. „Aha! Führ' ſie her. Und ſtelle dich — vorher — mit zwanzig Antruſtionen mir zu Häupten.“

„Du willſt liegen bleiben? Und du . . . du biſt faſt unbekleidet. Willſt du nicht den Königsmantel . . .“

„Bei der Gluthhitze? Iſt ja dumm! Laß ſie nur kommen. Die Antruſtionen ſollen Bogen und Pfeile mitbringen — außer der Francisca.“

Seine Befehle wurden vollzogen.

Alsbald ſtürmten — kaum waren die Bogenſchützen von Anſovald aufgeſtellt — die Großen des Gebietes von Cambrai in Haſt und Hitze heran, geführt von Rigobert, dem Grafen von Vence.

„Herr König!“ rief der.

Chlodovech rührte ſich nicht. Er blieb liegen, wie er lag, die Arme unter dem Nacken gekreuzt. „Was wollt ihr?“ fragte er ruhig.

„Was wir wollen? Klagen! Uns bitter beklagen! Iſt das Königstreue? Die Spangen, die Armringe, die Wehrgehänge, die Zierplatten, die du uns geſchenkt, durch die du uns zum Abfall von unſerm Herrn und König verlockt haſt, — ſie ſind — die Münzmeiſter zu Cambrai haben's feſtgeſtellt — nicht von Gold, ſondern von elendem Kupfer und nur leicht vergoldet. — Das iſt . . .“

„Falſches Gold für falſche Treue,“ lachte der Merowing, immer ohne ſich zu rühren. „Solches verdient, wer ſeinen König verräth. Aergert mich nicht an dieſem ſchönen, aber heißen Abend. Seid froh, daß ich euch den Treubruch gegen euern Herrn nicht durch Folter und Tod büßen laſſe. Macht, daß ihr mir aus den Augen kommt.“

„Aber, Herr König . . .“ grollte der Graf von Vence.

„Antruſtionen," rief der, den Kopf leicht hebend und zu dieſen wendend, „die Pfeile auf die Sehnen. Zielt!"

„Oh, Herr König," rief haſtig der Sprecher ganz erſchrocken, „wir gehen ja ſchon! Wir ſind ja ſchon ganz zufrieden, läßt du uns das Leben." Und ſie eilten davon.

Nun ſprang Chlodovech auf: „Wahrlich, die brauchten einen Herrn. Nun, die Heiligen haben ihnen den rechten zur rechten Zeit geſchickt."

XXVII.

Chlodovech brach nie ſein Wort, hatte er es zu ſeinem Vortheil gegeben. So wandte er ſich, durch den Heerbann von Cambrai verſtärkt, ſofort nach der Vernichtung Ragnachars gegen Chararich, den Gaukönig von Thérouenne im heutigen Departement du Pas de Calais.

In wenigen Tagemärſchen gen Nordweſten war das feindliche Gebiet erreicht. Ueberraſcht durch den plötzlichen Angriff — ohne vorgängige Kriegserklärung — ſuchte der Erſchrockene zwar ſeine Heerleute aufzubieten: aber im Gefühl, ſie zu ſpät ſammeln zu können, ſchickte er dem Angreifer Geſandte entgegen und bat um eine Unterredung, in der die Urſache des Angriffs erörtert werden ſolle: er ſei zu jeder Sühne auch für unbeabſichtigte Beleidigung bereit.

„Er ſoll nur kommen," lachte Chlodovech. „Dann wird er die Urſache des Angriffs, die Beleidigung, die Sühne und die Strafe — alles zuſammen! — ganz geſchwind erfahren. Er ſoll mich nach drei Nächten vor den Thoren von Lillers in meinem Lager aufſuchen. Aber daß er nur ja nicht vergißt, ſeinen Sohn Charimer mitzubringen: dem hab' ich ganz was Beſonderes zu ſagen."

Dem Gaukönig von Thérouenne blieb keine Wahl: er konnte, urplötzlich überfallen von übermächtigem, bisher ſtets ſiegreichem Angreifer, nicht Widerſtand leiſten: ſo hoffte er denn, ihn durch Zugeſtändniſſe zu beſchwichtigen. Wenig kannte er den Merowing!

Als er an dem Abend des verabredeten Tages mit ſeinem Sohn, einem ſtattlichen, trotzig blickenden Jüngling, in dem Zelt Chlodovechs eintrat, traf er dieſen bei ſeinem höchſt einfachen Abendſchmaus.

Erſtaunt fragte er nach der erſten Begrüßung: „Der Duft dieſes Bratens: — das iſt Pferdefleiſch! Du biſt doch Chriſt: denen iſt das verboten!"

„Das scheert dich nicht — oder den Teufel! —, du schlimmer Heide. Das hat mir der Bischof von Genf verstattet: — in Anbetracht meines schwachen Magens.“

„Aber fränkische Gaue kann dieser Magen gut vertragen,“ warf der junge Charimer ein.

„Hei, hei,“ sprach Chlodovech, mit dem Dolch im Wehrgehäng spielend, „schau, wie witzig! Schade: so kluge Kinder kommen selten zu Jahren.“

Er hatte sich nicht von der Tafel erhoben, ebenso wenig die Ankömmlinge aufgefordert, mit zu speisen.

„Wo sind eure Begleiter?“

„Am Eingang des Lagers wurden sie gleich von deinen Leuten zum Abendschmaus abgeführt.“

„So ist mein Befehl erfüllt. Nun sollt auch ihr sofort bedient werden. He, Ansovald!“

Da stürmte Ansovald mit zehn Antrustionen in das Zelt: im Augenblick waren Vater und Sohn gebunden.

Chlodovech sprang nun auf: „Ihr Elenden, hab'

ich Euch? Ihr falſchen Klugmeiſter! Iſt das echte Sippentreue, daß ihr mich damals im Kampfe mit dem Römer im Stiche gelaſſen habt? Hättet euch wohl gefreut, hätte ich mir an den dicken Mauern von Soiſſons den Schädel eingerannt? He?

„Aber Vetter . . .!“

„Die Vetterſchaft iſt ſchwach, die mir nicht beiſteht! Ich hatte euern Tod beſchloſſen. Ja, ja, fahrt nur zuſammen. Aber meine fromme Königin hat für euch gebeten: ſie will wieder einmal ein gottgefällig Werk thun. So hab' ich ihr denn verſprochen, ihr ſollt am Leben bleiben, wenn ihr Chriſten werdet, euch die langen merovingiſchen Königslocken ſcheeren laßt und als Mönche in mein neu gegründet Kloſter Micy tretet.“

Beſtürzt, wie vernichtet, ſtammelte der Vater: „Sich taufen laſſen? Sei's darum. Aber das Königshar ſchneiden laſſen . . .“

Da tröſtete ihn, noch in ſeinen Feſſeln trotzig, der Sohn: „Ach Vater, laß gut ſein, die Taufe

kann man wieder abſpülen. Und an friſchem Holze wächſt auch das abgeſchnittne Laub wieder nach.“

„So meinſt du, du hoffnungsvoller Neffe? Entſpringen und wieder als König auftreten? Warte! Da muß nicht das Laub, da muß der Stamm fallen: Führt ſie hinaus — beide — und ſchlagt ihnen die Köpfe ab. Ich kann Frau Hrothehild nicht helfen! Er will ja nicht Mönch bleiben. Morgen ziehen wir ein in Thérouenne und nehmen alles Volk in Treuepflicht.“

Und ſo geſchah's.

XXVIII.

Von Thérouenne aus wandte ſich der Unermüdliche ſofort gen Süden nach Le Mans: dort herrſchte als Gaukönig Chararichs Bruder Rignomer, der zur Blutrache rüſtete.

Aber ſeine Gauleute zeigten wenig Luſt, dem überall erfolgreichen Sieger entgegen zu ziehen: ſie drohten, ſich zu widerſetzen. Chlodovech erfuhr, daß es auf dem Sammelort vor Le Mans zu Gewaltthaten kommen könne.

Alsbald meldeten ſich bei Rignomer zwei treffliche Pfeil-Schützen, Ueberläufer, die, unfreie Knechte Chlodovechs, wie ſie ſagten, dem Chriſten nicht länger dienen wollten: gern nahm ſie jener auf. Sie hießen Geremar und Frechramn: aber der König hatte ihnen

längſt nach den beiden Wölfen Wodans die Koſenamen „Gero“ und „Frecho“ gegeben.

Bei der Heeresſchau vor den Thoren von Le Mans, am Rand eines Waldes, ſchien es nun zu Gewalt nicht kommen zu ſollen: zwar ſchalten die Krieger laut und hoben auch wohl drohend die Fäuſte gegen den König, aber keine Waffe ward wider ihn gezückt.

Da, wie er auf eine ſolche ungebärdige Schar zuſchritt, kamen plötzlich aus dem Waldesdickicht ihm gegenüber zwei Pfeile geflogen, die ihn in die Stirne trafen: todt fiel er zur Erde.

Die Mörder wurden nie entdeckt.

Das Heer lief auseinander, nachdem es noch den Beſchluß gefaßt hatte, Chlodovech einzuladen, des erblos Verſtorbenen Königſtab aufzunehmen. Alsbald hielt er ſeinen glänzenden Einzug in Le Mans und alle drei Gaue ſchworen ihm den Eid der Treue.

„Hei,“ meinte Chlodovech, „ſo heißes Eiſen muß

man ſchmieden. Sichtbarlich wollen es die Heiligen, — wie ich — daß dieſe elende Zerbröckelung des Frankenvolkes in kleine Fetzen, die nicht gedeihen, nichts leiſten können, aufhöre. Wohlan, thun wir nach ihrem Willen."

Gleich nach dem Einzug in Le Mans ſchrieb er einen Brief an Chloderich, den Sohn des Königs der Uferfranken; er hatte erfahren, daß der Vater zur Zeit jenſeit des Rheines im „Buchoniſchen Wald", im Chattenland, bei Fulda, des Waidwerks pflog. Der Brief trug weder Aufſchrift noch Unterſchrift: — zwei Bogenſchützen — Gero und Frecho, ſie hatten ſich gar bald wieder bei ihrem Herrn eingefunden — führten ihn in einem hohlen Pfeile — und der Brief lautete:

„Jener Freund, dem du nach dem Sieg an der Lauter geklagt, daß der alte längſt morſche Baum noch immer nicht fallen will, theilt deinen Schmerz. Was nicht fallen will zu rechter Zeit, muß man fällen: jetzt iſt günſtige Gelegenheit. Er räth dein Freund. Er wird dich bei der Arbeit unterſtützen."

Alsbald schickte Chloderich die Bogenschützen als Jagdgehilfen dem Vater in den Hessenwald zu.

Der alte Mann verschlief einmal die schwüle Mittagsgluth im kühlen Buchenwald in seiner offnen Hütte von grünem Gezweig.

Als er bei Sonnenuntergang noch nicht wieder erschien, bog sein Falkenwart die Aeste auseinander, lugte hinein und schrie laut auf: todt lag der Greis, zwei Pfeile in der Stirn; das ehrwürdige lange weiße Königshar war über und über von Blut geröthet.

Alsbald kamen zu Chlodovech, der einstweilen nach Paris zurückgekehrt war, seine beiden Wölfe und brachten des neuen Königs der Uferfranken Antwort: „Siehe," meldete er, „mein Vater ist leider vor der Zeit gestorben und ich halte sein Reich unter meinen Händen. Schicke mir verlässige Boten: gern will ich von des Vaters Schätzen dir ablassen, was dir gefällt."

Sofort sandte Chlodovech seine beiden Boten wieder nach Köln mit dem Bescheid: „Ich danke für

deinen guten Willen. Aber man ſoll die Waiſen beſchützen, nicht berauben: du ſollſt meinen Leuten, wann ſie kommen, nur Alles zeigen: ungetheilt ſoll Alles Einem Herrn gehören."

So viel Enthaltung bewundernd ſprach Chloderich zu den beiden: „Wohlan, ſo kommt mit in die Schatzkammer." Und er wies ihnen den ganzen Hort, beſtehend in erleſenen Waffen, in Schmuck, Geräth und Geſchirr von Gold und Silber und koſtbaren Gewanden, die an den Wänden hingen. Mit gierig funkelnden Augen ſprach da Gero: „Wohl, wohl! Das alles iſt eines echten, mächtigen Königs würdig."

„Aber," fuhr Frecho fort, „dein Vater hatte doch auch — ſo erfuhr unſer Herr — eine gewaltig tiefe Truhe, von unten bis oben mit Goldſtücken gefüllt. Wo iſt die?"

„Da hinten, hinter dem Vorhang, kommt her."

Und er öffnete den ſchweren erzbeſchlagenen Deckel einer halb Mannes hohen Truhe. „Die ſchwerſten Goldſtücke liegen ganz am Grunde."

„Ei, hole doch von dieſen ein par herauf," bat Gero.

„Nur Eines!" meinte Frecho beſcheiden.

„Gern," erwiderte der König, beugte ſich weit vor, das Haupt in die Truhe vorreckend und mit dem rechten Arm nach dem Boden taſtend.

Da fiel ſein Kopf in die Truhe, daß ſie voll Blutes ward.

Denn Gero hatte die Francisca erhoben und ihm mit Einem Streich das Haupt vom Rumpf geſchlagen.

Frecho warf den Rumpf nach und ſchloß ſorgfältig den Deckel.

Unentdeckt gelangten die Boten aus dem Palaſt, aus der Stadt und aus dem Uferfrankenland zu Chlodovech, der einſtweilen mit einer kleinen Schar bis Tongern entgegengezogen war, ihren Beſcheid erwartend.

Chlodovech belobte, beſchenkte ſie und gewährte ihnen die Freiheit durch „Schaftwurf", das heißt, er

ſchlug jedem eine Münze, die er als Loskaufpreis hinhielt, aus der offnen Hand.

Sofort erſchien er urplötzlich in Köln, wo die Ripuarier, führerlos und beſtürzt, ihn gern aufnahmen.

Er berief aus allen ihren Gauen eine Volks- und Heeres-Verſammlung vor die Thore der Stadt und ſprach: „Hört, was geſchehen, ſofern ihr es noch nicht deutlich vernommen habt. Während ich friedlich zu Paris ſaß und meine Gaue beglückte, redete Chlodcrich ſeinem Vater unabläſſig vor, ich trachte ihm nach dem Leben. Aengſtlich wich der alte Mann — vor mir! — über den Rhein und verbarg ſich in dem Wald der Chatten. Da ſandte der Sohn zwei Schächer über ihn, die ihn in jener Einſamkeit tödteten. Chloderich ſelbſt aber ward, da er des Vaters Schätze aufthat, von einem Rächer des Alten getödtet. Ich — wie ihr wiſſet — bin an all' dem unſchuldig. Denn ich werde doch nicht das Blut meiner Geſippen vergießen! Das wäre ja Frevel!

Nun ſeid ihr ohne Schützer und König. Zwar leben zwei Söhne Chloderichs: allein das ſind wehrunfähige Knäblein von zehn und acht Jahren: die können euch nicht ſchützen, die müſſen ſelbſt beſchützt werden. Wohlan, ich meine wir empfehlen ſie dem ſtärkſten Schutze: dem Gottes und der heiligen Kirche, indem wir ihnen die langen Königshare ſcheeren und ſie in mein Kloſter zu Metz ſchicken, das beſonders zu ſolchen Zwecken von mir — ohne Zweifel auf Antrieb der Heiligen — gegründet ſcheint.

Und da die Dinge nun — leider! — einmal ſo gekommen ſind, will ich euch was vorſchlagen, falls es euch genehm iſt: wendet euch zu mir und lebet fortab unter meinem Schutz. Ihr habt geſehen, daß ich ſieghaft bin und ſtark: die Gaue, die ich neu gewonnen, ſind hochzufrieden: alle Franken, euch ausgenommen, ſtehen unter meinem Schild: wollt ihr allein euch ausſchließen? Kommt auch zu uns Andern! Dann ſind wir ſtärker als all' unſere Nachbarn und

können, sie bekriegend, Ruhm und reiche, sehr reiche Beute gewinnen."

Als die Uferfranken dies angehört, schlugen sie freudig die Waffen zusammen, hoben ihn auf einen Schild und trugen ihn umher mit dem Jubelruf: „Heil Chlodovech, dem König aller Franken!"

„Denn," fährt der gutmüthige und fromme Bischof Gregor von Tours, der uns etwa sechzig Jahre später diese Dinge erzählt hat, fort: „Denn Gott warf Tag um Tag Chlodovechs Feinde unter dessen Hand, zum Lohne dafür, daß er gerechten Herzens vor Gott wandelte und that, was wohlgefällig war vor Gottes Augen."

Gregor wollte gewiß nicht die Lästerung aussprechen, solche Thaten seien wohlgefällig vor Gottes Augen: sondern er denkt an die Verdienste, die sich der König durch Annahme des rechten Glaubens und Bekämpfung der Heiden und der arianischen Ketzer erwarb: diese wiegen in seinen Augen so schwer, daß er meint, auch Gott müsse um jener heiligen Zwecke willen die

blutigen Mittel verziehen und dem frommen Eiferer für den rechten Glauben Sieg auf Sieg verliehen haben: freilich eine seltsame Vorstellung vom lieben Gott!

Aber wenigstens die Franken, deren Könige er ausgemordet, deren Gaue er gewonnen hat, waren, sofern sie von den blutigen Thaten erfuhren, derselben Ansicht wie Gregor: nirgends stieß er auf Widerstand bei den Leuten der Getödteten: im Gegentheil: mit Freuden schlossen sie sich ihm an, vom Glanz seiner Erfolge geblendet, von dem Gefühl der rasch steigenden Frankenmacht mit Stolz erfüllt.

Tiefere Betrachtung wird die Erklärung solchen Beifalls darin finden, daß der Ruchlose klar erkannt hatte: die Zeit war reif, überreif, war darnach verlangend, die Zersplitterung unter viele kleine Könige zu beenden und die Volkskraft einheitlich zusammenzuschließen zur Erreichung hoher Ziele: dies erfaßt und gewaltig durchgeführt zu haben, zwingt uns, Chlodovech bei aller Verwerfung seiner scheußlichen

Mittel, als einen großen Statsmann von weltgeschichtlicher Bedeutung anzuerkennen.

Offenbar war er sehr bald der Liebling des ganzen Volkes geworden, das ihn in früh — gleich nach seinem Tod — entstandenen Sagen feierte, auch mit Lächeln scherzhafte, humorreiche Geschichtlein seiner unbefangenen Ruchlosigkeit und ruchlosen Unbefangenheit und manches seiner Witzworte verbreitete: war er doch nur der echte Ausdruck, die gipfelnde Steigerung der guten und schlimmen Eigenschaften dieses Volkes selbst und seiner glänzenden, stürmischen, aufbrausenden Tapferkeit, seines raschen, leicht beweglichen Geistes, seines schlagfertigen, spielerischen Witzes und jener jedes Gewissens baren Falschheit, um deren Willen die Zeitgenossen die Franken das treuloseste der Völker nannten, „gewohnt, mit Lachen die Eide zu brechen!“

Sie hatten ihre Freude an ihm.

Nachdem er nun den letzten ihm bekannten Gaukönig vernichtet und dessen Land gewonnen hatte —

es waren aber noch viele andere und meist seine Gesippen — berief er eine große Heeresversammlung aller Salier nach Paris, trat nach der Musterung in ihre Mitte und klagte laut und jämmerlich: „Ach, wehe mir Armen! Siehe, rasch hinter einander hat der Himmel, haben allerlei Unfälle all meine Gesippen und Nachbarkönige dahingerafft! Allein steh' ich, entblößt, ein der Zweige beraubter Stamm. Sagt, ihr Leute, wißt ihr nicht, wo etwa noch ein Verwandter von mir — aus königlichem Blut — sich verborgen hält? Verhehlt es mir nicht, erfreut mich mit der Kunde, auf daß ich ihn hieher an meinen Hof laden könne!"

Eifrig lauschte er überall hin.

„Ihr schweigt? Ihr wißt also Keinen mehr? Nicht Einen? Wie schade!"

So entließ er sie.

„Das sagte er aber nicht," bemerkt der treuherzige Gregor von Tours hiezu, „aus Schmerz über den Tod

jener, ſondern aus arger Liſt, um ſo vielleicht noch einen Verwandten ausfindig zu machen und ihn umzubringen."

Sogar weltlich geſinnte Geiſtliche, wie Theoplaſtus und Cautinus, verwarfen die Thaten ihres Beſchirmers nicht ganz, die deſſen Macht erhöhten.

Zur Kenntniß der frommen Frauen im Palaſt, der Königin und Genovefas, drang nur das Allerwenigſte und dies Wenige undeutlich, verſchleiert; vor Remigius zu Rheims vor Allen und ähnlichen würdigen Biſchöfen hielt der Schlaue jede verdächtige Spur verborgen: — die par nicht zu verſchweigenden Thaten auflodernder Hitze des Zorns gegen die offen erſchlagenen Opfer rechnete ihm Hrothehild wie die ganze Zeit nicht allzuhart an: immerhin rieth ſie dem Gemahl, einmal Remigius gründlich zu beichten.

„Wäs denn? Wäs denn?" erwiderte der. „Daß er mich etwa excommunicirt? Der iſt's gleich im Stande! Iſt ja dumm! Hab' ſo viele Mühe

gehabt, bis ich hinein kam in die Kirche, — jetzt laß ich mich nicht wieder hinaussperren. Muß denn gebeichtet sein, geh' ich zu Cautinus, der thut's billiger mit der Buße."

XXIX.

Ohne viel Mühe und in kurzer Zeit hatte Chlodovech die neu erworbenen Lande, selbst die Alamannen, so fest an sich geknüpft, daß er alsbald einen lang gehegten großen Plan in's Werk setzen konnte: den umfassendsten seit dem Tag an der Lauter.

Aber schlau berechnend, wie er, bei allem tapfersten Wagemuth, war, unterließ er doch nicht, für ein Unternehmen, bei dem er ziemlich wahrscheinlich auf die mächtigste Macht jener Zeit im Abendland stoßen mußte, Bundesgenossen zu werben.

„Was ist dir, Chlodovech?“ forschte Frau Hrothehild eines Nachts, da sie wiederholt sein unruhiges Umherwerfen auf dem Lager und tiefe Seufzer, schwere Athemzüge geweckt hatten. „Fehlt dir etwas, Chlodovech?“

„Ja!“ kam die zögernde Antwort.

Erſchrocken richtete ſie ſich auf, aus Stein und Stahl Funken zu ſchlagen, die Ampel zu entzünden.

„Laß nur!“ mahnte er lachend, „es muß noch im Dunkeln bleiben.“

„Sprich, was fehlt dir?“

„Gallien: von der Loire bis an die Pyrenaeen!“

„Nun, wenn's weiter nichts iſt,“ meinte die Königin und legte beruhigt das Haupt wieder auf das Kiſſen.

„Oho! Was denn? Das iſt ſehr viel!“

„Aber es ſchmerzt nicht.“

„Doch, bitter, heiß! Es verzehrt mich. Nun horch' auf: der Schlaf iſt doch verſcheucht. Und du biſt, klugfrommes und frommkluges Hrothehildelein, (— wie du das nur ſo fein verbinden kannſt? biſt eben ein Weib!) du biſt doch meine beſte Beratherin und meine einzige Vertraute (woraus nicht folgt,“ dachte er lächelnd, „daß ſie gerade Alles von Gerolein und Frecholein und von ſchön Wintrud wiſſen muß!).

Alſo vernimm nun meine Wünſche, Schmerzen und Heil-Mittel. Es iſt ja ein kläglich ſchmales Land, über das ich herrſche."

„Nun: von der Loire bis an den Züricſee und von der Waal bis an die Quellen des Rheins!"

„Ah, ich erſticke, wie in einem zu engen Gewand. Burgund muß ich haben und all Weſtgotien diesſeit der Pyrenaeen."

Erſchrocken fuhr die Königin wieder auf: „Soll ich nicht doch lieber Licht machen? Und Alexandros rufen laſſen, den frommen Arzt?"

„Was denn? du meinſt, ich red' im Fieber? O nein. Wer nicht nimmt, was er nehmen kann, iſt, . . . iſt ja dumm!"

„Aber das Nehmen wird diesmal nicht leicht ſein. Denn hinter Gundobad und Alarich ſteht . . ."

„Was denn?" rief der Ehegatte geärgert. „Weiß ſchon! Der große Held, vor dem ſich Alle bücken — und ich mich auch noch — eine Zeit lang. „Der weiſe Friedenskönig zu Ravenna!" Ah, wie ich ſie

haſſe, dieſe Redewendung! Wie," flüſterte er, als ob ihn hier ſogar ein Späher hören könne, „wenn er nur deßhalb ſo friedlich iſt, weil er ſpürt, daß es weiſe iſt, friedlich zu ſein, wenn man nicht ſo ſtark iſt, wie man ſcheint? Aber das iſt eben das, was ich noch nicht weiß: wie ſtark iſt er? Aus eurem dicken, heiligen Buch haſt du mir manchmal was vorgeleſen ..... (— wieder einmal! Ich wunderte mich oft — vor meiner Erleuchtung — wie lang du's aushieltſt! Länger als ich das Zuhören!) — von einem Rieſen mit thönernen Füßen: ei, wenn? Herr Theoderich . . .?

Nun, das müſſen wir eben erproben, aber ohne über der Probe zu Grunde zu gehen.

Alſo allein konnte ich's deßhalb weder gegen die Burgunden noch gegen die Weſtgoten wagen: einen dieſer Könige mußte ich dafür gewinnen, mir gegen den Andern zu helfen. Und ich habe Einen gewonnen.

„Das Erſte, was ich höre."

„Ja, liebe Frau Reichskanzelrin, — du biſt es mehr als mein alter Leontius! — ein par Sachen muß ich doch früher wiſſen als du.“

„Nun, wen haſt du bethört, . . . gewonnen, wollt' ich ſagen.“

Chlodovech ſchmunzelte: „Iſt daſſelbe. — Den Burgunden, deinen lieben Oheim Gundobad.“

„Wie, meinen Feind? Den du bekämpft haſt?“

Er zuckte die Achſeln: „Könige bekämpfen ſich, Könige verbinden ſich, wie ſie der Vortheil treibt. Oder doch, was ſie dafür halten. Nun höre. Ich mußte feſtſtellen, welcher von den beiden der leichter zu bezwingende Feind, welcher der werthvollere Verbündete iſt. Da fügte ſich's glücklich, daß Einer der beiden mich ſelbſt zu ſich einlud . . . “

„Der Weſtgote,“ nickte die Gattin.

„Ja, Alarich des großen Eurich kleiner Sohn: daß er das iſt, bewies ſchon jene Einladung: er erbat meinen Beſuch gar demüthig: — offenbar aus eitel Furcht vor meiner ſo raſch emporſchießenden Macht.

Er wollte mich an ſich ziehen. Der Tag, den ich mit ihm auf jener Loire-Inſel bei Amboiſe, die den Namen des heiligen Johannes trägt, ſchmauſend und trinkend verbrachte, genügte mir vollauf, die Schwäche, die Verzagtheit des Mannes zu durchſchauen. Wir ſchieden unter den Betheuerungen von Frieden und Freundſchaft: aber ich hatte ſchon zwei Stunden vorher beſchloſſen, ihn zu verderben. Noch auf der Rückreiſe hieher begann ich geheime Verhandlungen durch vertraute Boten mit Gundobad. Es gelang — nicht eben leicht: denn er iſt ſo klug, wie falſch, — ihn zu überzeugen, ſein Vortheil liege darin, mit mir gemeinſchaftliche Sache zu machen: ich verſprach, alles den Goten abgenommene Gebiet je zur Hälfte mit ihm zu theilen, — und wie reich ſind jene üppigen Lande von der Loire bis an die Rhone und beide Meere und die Städte Orléans, Tours, Poitiers, Clermont, Limoges, dann Bordeaux, die Perle der Garonne, und gegen die Pyrenaeen hin Agen, Cahors, Toulouſe, Arles, Nîmes, Marſeille!

Ei, ich kann nicht mehr einſchlafen, ſag' ich mir all' die Namen vor. Und unabläſſig muß ich mir ſie vorſagen! Den Burgunden aber, ſcheint es, zwingt derſelbe Zwang der Begier. Der Thor! Als ob ich jemals halbe Arbeit thäte! Als ob nicht der „Weiſe zu Ravenna" ganz Recht darin hätte, Allen meinen Nachbarn das Zuſammenſtehen gegen mich zu rathen. Sobald ich Alarich mit Gundobads Hilfe niedergeworfen, kommt mir der Burgunde an die Reihe! Werd' ihm die Hälfte der Beute laſſen! Hei, ſein eigen Land nehm' ich dazu.

Nach mehreren Botenſendungen trafen wir uns zuletzt . . ."

„Ei ſieh! Alles hinter meinem Rücken. Wo? Wenn ich nun fragen darf?"

„Gewiß, darfſt du — jetzt — fragen. Und ich werde ſogar antworten. Die Wahrheit noch dazu! Es war in Auxerre."

„O du Schlimmer! Und du gabſt vor, du wolleſt dort auf Füchſe jagen!"

„Wàs denn? War ja wahr! Den ſchlauſten alten Brandfuchs fing ich mir dort ein.“

„Ich liebe dich, mein Chlodovech, um dein kühnes, großes Planen. Allein verlangt nicht die Treue . . .?“

„Wàs denn? Iſt ja dumm! — Du vollends ſollteſt fleißig beten, daß mir Alles gelinge. Sind ja ſchnöde, verruchte Ketzer, Arianer, dieſe Goten, die dem Herrn Chriſtus nicht die gebührende Ehre erweiſen, die Verruchten. Ich will ſie . . .!“

„Aber, Chlodovech, deine Helfer, die Burgunden, ſind ja auch Arianer!“

„Wàs denn? Ja ſo! Daran hab' ich noch gar nicht gedacht. Aber, ſiehſt du, wie Recht ich habe? Nach den Goten kommen auch die daran. Ich kämpfe für den rechten Glauben! Das muß ſelbſt dem nahezu ſchon heiligen Remigius einleuchten und gefallen.“

„Jedoch,“ meinte die Königin bedenkſam, „werdet ihr Verbündeten auch mit Alarich fertig . . .“

„Ich zweifle keinen Augenblick. Ei, gings doch morgen schon in die Schlacht. Mich juckt der rechte Arm!“

„Dann habt ihr's zu thun . . .“

„Mit dem verfluchten Tugendschwätzer zu Ravenna und seinen ungezählten Tausendschaften.“

„Gewiß, der Herr Christus wird dir auch gegen diesen dritten Arianer beistehen. Indessen . . .“

„Du hast ganz Recht! Darauf allein soll man sich nicht verlassen. Beten ohne Fechten ist fromm, aber frommt nicht. Deßhalb — aber das ist von allen Geheimnissen dieser Nachtstunde das geheimste! — deßhalb hab' ich, falls der Ostgote losschlägt, gegen diesen Feind mir schon einen andern Verbündeten gesichert. Nun rath' einmal, du kluge Königin.“

„Hm,“ meinte sie überlegend, „der Vandale in Afrika kann's nicht sein. Thrasamund ist des Ostgoten Schwager und die schöne Amalafrida . . .“

„Ist eben so mächtig durch ihren Geist wie

durch ihre Schönheit. Nein! So hoch fliegen deine Gedanken gar nicht, wie das Ziel liegt, das meine Statskunſt ſchon hiebei erreicht hat. Vernimm denn: Byzanz, — Kaiſer Anaſtaſius ſelbſt — wird mir helfen gegen Theoderich."

„Nicht möglich! Im Auftrag, mit Willen von Byzanz beherrſcht ja der Gote Italien."

„So lange Byzanz es nicht ändern kann! Sobald es die Macht hat, den Vertrag zu brechen und Italien zurück zu erobern, hat es dazu den Willen und — mit der Macht — das Recht. Alſo: falls Theoderich ſeinem Eidam Alarich zu Hilfe zieht, — aber ich hoffe, mit dem fertig zu ſein, bevor Ein oſtgotiſcher Helm auf den Höhen der Seealpen auftaucht — landen drei mächtige Kriegsflotten des Kaiſers drei gewaltige Heere bei Rom, Neapel und Ravenna, und dann wehe den Oſtgoten, wenn Byzanz ſeine Hunnen auf ſie los läßt!"

„Und du vertrauſt dem Wort des Kaiſers?"

„Was denn? Gewiß!"

„Warum?“

„Weil es sein eigner Vortheil ist, es zu halten! Aber diese Reden haben mich so heiß erregt: — mir brennt der Kopf. Es dämmert auch schon leis im Osten. Heraus aus den Decken! Ich eile in den Hof, mich im Speerwurf zu üben: — jeder Wurf gilt Alarich! Schlafe noch, schöne Königin: — bald auch von Westgotien und Burgund.“

XXX.

Wenige Monate ſpäter wurden die Geheimniſſe jener nächtlichen Zwieſprache der Gatten aller Welt kundig.

Im März hielt Chlodovech vor den Thoren von Paris eine große Heerſchau ab, zu der er zum erſten Mal die Aufgebote all' ſeiner Landſchaften — auch der Alamannen rechts vom Rhein — berufen hatte.

Die Aufbieter hatten jedem Heermann eingeſchärft, die beſten Waffen, die vollſte Rüſtung mitzuführen: denn es gehe ſofort aus dem Märzfeld in den Krieg, in einen reichſte Beute verheißenden, in herrlichen Ländern: daher brauchten ſie Verpflegung nicht mitzubringen: — die würden ſie reichlich und üppig in Feindes Land finden, das ihnen zur Plünderung überlaſſen ſei.

Lockten nun ſolche Ausſichten alle Germanen im Reiche, die nicht minder nach Beute als nach Kampf und Ruhm begehrten, ſo ward den Chriſten unter ihnen und den Römern angedeutet, der Krieg werde ein frommes, gottwohlgefälliges Werk ſein: denn er gelte ſchlimmen Ketzern: welchen, ward noch nicht verrathen: aber Burgund und Weſtgotien waren gleich verlockend, wie gleich ketzeriſch.

So ſtrömten denn die Zehntauſende, nach denen nun bereits das Heer des einſt ſo kleinen Gaukönigs von Tournay zählte, von den Ufern der Schweizer Seen, vom Bodenſee, von der ſchwäbiſchen Alb, vom Neckar, vom Rhein, von Straßburg und Metz, von Rheims im Oſten, die Kelten aus der Bretagne im Norden, die Chamaven, die Bataver, die Thoringe von Maas, Schelde, Waal, Yſſel und den Rheinmündungen in ihren beſten Waffen und mit freudigſter Kriegsſtimmung zuſammen auf dem weiten Blachfeld im Norden der Seineſtadt.

Prachtvoll war der Anblick, als im ſtrahlenden

Frühlingssonnenschein der König, in glänzender Waffenrüstung, auf feurigem Roß, vorüberſprengte an den manchfaltigen, in Waffnung und Tracht, Geſtalt und Geſichtsbildung ſo verſchiedenen Reihen: hinter ihm trug Guntbert den Gunfanon, die alte ſcharlachrothe Merovingenfahne: die heidniſchen Wölfe und den Adler Wodans hatte Chlodovech trotz aller Bitten ſeiner Königin nicht daraus entfernt: ſie mußte ſich beſcheiden, daß an Stelle der Speeresſpitze des Schaftes ein großes Kreuz trat.

Der König war in beſter Stimmung: — noch nie hatte er auf einer Märzſchau Waffen und Ausrüſtung aller Heermänner ſo warm, ſo ausnahmlos gelobt.

Als er nun auch die letzten Scharen — die bunten Clane der Kelten aus der Bretagne — gemuſtert hatte, ließ er alle Verſammelten einen Kreis bilden und in deſſen Mitte, auf dem hohen Kriegshengſt, Allen ſichtbar und vernehmbar, rief er ihnen zu: „Hört mich, ihr Männer: tapfre Franken, trotzge Alamannen, kluge Römer, ſcharfe Bretonen! Hört mich alle, ob ihr an

Chriſtus glaubt oder Wodan und Tius opfert oder dem Theutates die heilge Miſtel ſchneidet. Ich rufe euch zu Kampf, zu Sieg und Beute. Allzulang haben äußere Feinde ſie nicht mehr verſpürt, die Schneide unſrer Waffen. Unerträglich iſt es, daß ſtarke Männer auf rauhem, ſchlechtem Boden, unter kaltem Himmel ſitzen, karger Scholle mit harter Arbeit karge Frucht abringend, indeſſen Weichlinge mühelos auf herrlichen Gefilden ſchwelgen, wo der Oelbaum ſprießt und die Rebe nickt. Und unerträglich iſt es für uns zumal, ihr meine katholiſchen Glaubensbrüder, daß dieſe Bevorzugten, die den ſchönſten Theil dieſes Landes Gallien eignen, ſchnöde Ketzer ſind. Wohlauf, meine Schildgeſellen, ziehen wir aus, ſchlagen wir die verfluchten Weſtgoten und nehmen wir ihnen mit unſern Freunden, den feurigen Burgunden, ihr Land und ihr Gold."

Brauſender Jubel des Heeres war die Antwort: die Germanen ſchlugen die Waffen an die Schilde: da erſchien plötzlich hoch auf einem reichgeſchmückten Wagen, der bisher im Hof einer königlichen Villa

zurückgehalten war, die ehrwürdige Gestalt des Remigius, seine geistlichen Begleiter überragend, im reichen bischöflichen Ornat: er hob in der Rechten den gebognen Bischofstab über die Häupter der Christen, die sich bei seinem Anblick auf die Knie warfen, streckte die linke Hand über sie aus, segnete ihre Waffen und sprach: „Ziehet aus, ihr frommen Franken, des Himmels erstgewonnene Söhne unter dem blonden Volk der Germanen! Ziehet aus im Dienst der heiligen Kirche, deren Lieblinge vor allen Völkern ihr geworden: ihre Fürbitte sichert euch den nächsten Platz, den ersten Rang — das Prestigium! — vor Allen an Gottes Thron. Ziehet aus zum heiligen Kampfe gegen die Ketzer. Der Herr ist mit euch und, ich weissage es, vom Geist erfüllt, der sichere Sieg!“

XXXI.

Der Ehrwürdige ſchien richtig geweisſagt zu haben.

Von dem Märzfeld aus brach das Heer Chlodovechs ſofort auf und zog gen Süden gegen die Loire, von Norden her das Gebiet Alarichs bedrohend, während Gundobad mit ſeinen Burgunden von Oſten aus durch die gebirgige Landſchaft der Auvergne den Goten in die rechte Flanke fiel.

Dieſem Doppelangriff fühlte ſich Alarich nicht gewachſen: er war völlig unvorbereitet, — traute er doch Chlodovechs Freundſchaftsworten von Amboiſe! — ſchlecht gerüſtet, es fehlte an Geld, er mußte zu Münzverſchlechterung, zu Zwangsanlehen greifen. Er nöthigte auch die Katholiken, gegen ihren Willen, zum Kriegsdienſt wider die Vorkämpfer ihres Glaubens! —

Während seine eilenden Boten über die Alpen flogen, die Hilfe Theoderichs anzurufen, versuchten seine beiden Königen entgegengeschickten Gesandten, die Angreifer, die ohne jede Kriegserklärung losgeschlagen hatten, durch Vorstellungen, durch Verhandlungen aufzuhalten.

Vergeblich!

Chlodovech lachte: „Ich thu' euch nichts zu leide, ihr Herren, aber kehrt um. Kommt mit! Jedoch sorgt für gute Pferde, sonst sind wir lange vor euch bei eurem König."

Diesen raschen Stößen bog Alarich aus: zur schweren Verstimmung seiner Goten gab er, nach Westen zurückweichend, alles Land bis Poitiers den Feinden Preis. Hier, im Innern seines Reiches, der sehnlich erwarteten Hilfe der Ostgoten näher, wollte er Verstärkungen heranziehen und in der gewaltigen Veste Poitiers die Angreifer hinhaltend abwehren, entschlossen, ohne die Ostgoten sich auf keine offene Feldschlacht einzulassen.

Aber einstweilen wirkte zu seinem Verderben die

religiöse Färbung, die Chlodovech — übrigens ohne Heuchelei — diesem Kriege zu geben verstanden hatte: er führte ihn als einen heiligen Krieg, als einen Kreuzzug des rechten Glaubens gegen die Ketzer: — den Heiden in seinem Heere war das gleichgültig, ja manche von ihnen wurden von den wunderbaren Erfolgen ihres christlichen Königs selbst zu seinem Glauben herübergezogen

---

Etwa einen Tagemarsch nördlich von Poitiers lagerte eines Abends das Frankenheer; am andern Morgen sollte die Stadt erreicht und eingeschlossen werden: man mußte sich auf eine langwierige Belagerung gefaßt machen. Vor dem Zelt, in welchem Guntbert die Wodanfahne mit dem Kreuz untergebracht hatte, lagen zwei Männer auf dem weichen Rasen hingestreckt, aber ihre Waffen bereit zur Hand: — denn sie sollten das doppelt geweihte Feldzeichen bewachen —; auf einem Schemel stand zwischen ihnen

ein hoher eherner Henkel-Krug dunkelrothen Weines, den sie in vollen Zügen tranken.

Der eine hob das Gefäß gen Himmel und sprach: „Hör's, Wodan, das trink' ich dir um Sieg!“ Und er trank und wischte den bärtigen Mund.

„Höre, Geremarlein,“ sprach der Andere, „ich meine nachgerade, wir sollten einem Andern zutrinken, wollen wir des Sieges sicher sein.“

„Einem Andern? Tius? Den laß du nur den Alamannen.“

„Nicht doch! Ich meine: dem neuen Gotte unseres Königs: dem Herrn Christus.“

„Wie, Frecholein? Was sprichst du da? Warum?“

„Ei, weil es mit Händen zu greifen ist, daß der neue Gott stärker ist, als der alte. Ich rede nicht mehr von der Lauter-Schlacht: — obwohl ich dort schon unter dem Hengste des hünenhaften Königs lag und gerettet ward nur durch Chlodovechs Speerwurf, den ihm Herr Christus selbst geschickt in jene Gurgel lenkte: — ich will nur von dem sprechen, was wir

Alles in dieſen Wochen ſtaunend ſelbſt mit Augen geſehen haben."

„Ja, es iſt wahr! Seine Heiligen haben unſerm Herrn ſichtbarlich alle Wege gebahnt durch ihre Wunder! Nun, er hat ſie auch wohl verdient durch ſeine Gunſt und Gaben! Im Gebiet von Tours — zu Ehren des Halb-Gottes, den ſie dort anbeten . . . wie heißt er doch?"

„Sanct Martinus. Iſt aber kein Halbgott, nur ſo ein — nun, ſagen wir ein Viertelgott! Und ſie beten ihn nicht an, ſie verehren ihn nur."

„Schau, du biſt ja ſchon ein halber Diakon, ſo fein verſtehſt du dich auf dieſe feinen Sachen!"

„Nun, da durften wir nicht wie ſonſt in Feindesland heeren, plündern und brennen nach Herzensluſt: nur Futter für die Gäule nehmen."

„Und auf dem ganzen Zug mußten wir aller Kirchen und ihrer Güter, — ſind viele! — aller Geiſtlichen ſchonen."

„Und gute Weisſagung ſoll dem König geworden

ſein zu Tours! Wie war das doch? Du haſt ja die Biſchöfe aus unſerm Lager dorthin begleitet."

„Ja, er war von ihnen angewieſen worden, wohl darauf zu achten, was in der Baſilika Sanct Martins werde geſungen werden gerade in dem Augenblick, da ſeine Geſandten die reichen Geſchenke auf den Hauptaltar legen würden."

„Nun und?"

„Es ward geſungen — ſo hat mir's einer der Prieſter überſetzt — „du, Gott, haſt mich gerüſtet mit Stärke zum Streit und wirſt unter mich werfen, die ſich wider mich ſtellen. Du wirfſt meine Feinde in die Flucht vor mir, daß ich meine Haſſer verderbe."

„Hm, das iſt ein guter Anfang," meinte Frecho und that einen tiefen Zug.

„Aber ich will dir," lachte Gero pfiffig, „verrathen, wer dies Wunder gewirkt hat.

„Nun, Sanct Martinus, ohne Zweifel."

„Nein! ganz ein andrer: der ſchwarze Prieſter."

„Cautinus? Der? Wie ſo?"

„Als die Geiſtlichen fort waren, erbat er ſich heimlich gegen reichen Lohn von mir das raſcheſte Roß, ritt auf näherem Wege, von einem Turoner geführt, durch die Wälder voraus und verkündete Biſchof Licinius die Stunde, wann Chlodovechs Boten in der Baſilika ankommen würden.“

Frecho ſtutzte: „Das wäre! ... Aber andre Wunder kannſt du nicht hinweg ſtreiten. Ein Haufe Heiden — wilde Alamannen von Arbon — vergriffen ſich — trotz des königlichen Banngebotes! — an dem Kloſter des frommen Abtes Maxentius an dem Seure-Fluß: ſie raubten vom Altare weg die heiligen Geräthe: der Abt läuft hinzu, abzuwehren: da ſchwingt der Führer das Schwert gegen ſein Haupt: der Mönch hebt beſchwörend den Zeigefinger der rechten Hand: regungslos und unbeweglich in der Luft bleibt der erhobene Schwertarm. Der König eilt auf die Nachricht erſchrocken herbei, wirft ſich dem chriſtlichen Zauberer zu Füßen und erfleht Verzeihung. Da bekreuzt der den Alamannen, er berührt den Arm, das Schwert

entfällt dem, er ſinkt zu Boden und bittet um die Taufe, er und das ganze grimme Rudel. Hätt' ich das mit angeſehen, — ich glaube, ich hätt' es eben ſo gemacht. Der König aber ſchenkte dem Kloſter zur Sühne ein ganzes Landgut, die reiche Villa Milo."

„Ei," lachte Gero, „der Heilige machte ein gutes Geſchäft: — für einen nicht empfangenen Hieb und ein Kreuzſchlagen viele Hufen Landes."

„Ja," erwiderte Frecho, „auf das Geſchäft verſtehen ſich die Heiligen. Und das gerade gefällt mir an ihnen: darum möcht' ich mich an ſie halten: ſie wiſſen nicht nur im Himmel, auch auf Erden trefflich Beſcheid. Sind kluge Handelsleute! So meinte jüngſt auch unſer Herr bei einem andern großen Wunder. Als er neulich mit der Vorhut an die Vienne kam, hatte das Flüßchen, durch einen Wolkenbruch wild angeſchwollen, die Brücke fortgeriſſen und ſtrömte tief und reißend dahin. Fußvolk und Reiter, die durchſchwimmen wollten, ertranken in den ſchäumenden Strudeln. In rathloſer Verlegenheit ward das Heer

ſtundenlang aufgehalten: endlich rief der König in die noch immer gießenden Wolken hinauf: „Heiliger Martinus, ſchaff' Hilfe und Rath und ich ſchenke deinem Kloſter zu Tours das koſtbare Roß, das ich jetzt reite."

Sofort zertheilte ſich das Gewölk, die Sonne lachte auf uns nieder und ſieh, aus dem nahen Walde trabte eine weiße Hinde, von unſern Hörnern aufgeſcheucht, auf den Fluß zu, ſetzte hinein und ſchritt — ohne ſchwimmen zu müſſen — auf das andere Ufer.

Sanct Martin hatte uns durch ſein ihm geweihtes Thier eine Furt gewieſen. Mit freudigem Jubel folgte der König und ſein ganzes Heer dem vom Himmel geſendeten Wegweiſer. Drüben angelangt, reute nun aber den Herrn König ſeines Verſprechens, denn das Thier war ihm werth und vertraut, wie kein anderes. Er ſprach alſo zu dem Herrn Biſchof Licinius, der in unſer Lager übergegangen war und neben ihm ritt: „Herr Biſchof, — was iſt denn deinem Kloſter der edle Gaul nütz? Ich löſ' ihn mit Gold."

„Wird nicht angehen, mein Sohn," meinte der

fromme Herr kopfschüttelnd. „Sanct Martinus läßt nicht los, was ihm gelobt ist.“

Als aber der Herr König bat und bat, erwiderte endlich der Bischof: „Nun wohlan, auf daß du die Güte des Heiligen erkenneſt: — er will verſtatten, daß du das Thier löſeſt — doppelt koſtbar, weil es dich ſo lange tragen durfte! — mit tauſend Solidi.“

Seufzend willigte der König ein und ſprach: „Sanct Martinus iſt gut in der Noth, aber theuer bei'm Handel.“

„So theuer iſt Wodan nicht: — ich bleib' ihm treu,“ ſprach Gero, abermals trinkend. Ihm wie dem andern war ſchon die Zunge ſchwer von dem vielen, ungemiſcht getrunkenen Wein. „Ich glaube, ich weiß viel beſſer, woher es kommt, daß Glück und Sieg unſern Herrn ſo treu begleiten wie Wodan ſeine beiden Raben.“

„Nun, woher meinſt du?“ forſchte Frecho.

„Nicht von den Heiligen im Chriſtenhimmel wahrlich!“

„Sondern? Woher?“

„Ei, man raunt allerlei im Volk der Franken, in meiner Heimat an der Weſterſchelde.“

„Was ſagt man dort?“

„Chlodovech ſei gar nicht König Childirichs Sohn!“

„Du, hüte deinen Kopf. Frau Baſina iſt ...“

„Ganz unſchuldig daran!“

„Höre, das iſt ...“

„Kein Räthſel. Sie luſtwandelte einmal allein auf der einſamen Düne im heißen Mittagſonnenſchein: wie in blauem Traum und Zauber lag das Meer: da ſtieg ein Meerwicht aus der tiefen See und bezwang die ſchöne Frau. Der Sohn dieſer Stunde iſt unſer Herr. Darum helfen ihm die alten Götter. Und ich ... ich hab's geſehen.“

„Was haſt du geſehen?“

„Daß es wahr iſt, was die Leute flüſtern. Neulich ſah ich ihn baden, ſchwimmen in der Seine. Er hat wirklich rothe, borſtenartige Haare, ein ganzes

Büſchel, auf Nacken und Rücken. Das iſt ſein Erbe von dem borſtigen Meer-wicht. Ich bleibe bei den alten Göttern: ſie ſind auch ſtark. Und dann," meinte er lallend, „wir haben doch allerlei gethan, was, mein' ich, dem Herrn Chriſtus, den die Seinen als gar ſo brav und ſtreng loben, nicht ganz gefallen hat. Weißt du noch, wie wir aus dem Walde jene zwei Pfeile auf Rignomer . . .?"

„Pah, gut geſchoſſen war's," rühmte der Andere. „Reich' den Wein herüber!"

Da ſchob ſich ein behelmtes Haupt, das, unvermerkt aus dem Zelte heraus geſtreckt, ſchon geraume Zeit die Reden Beider mit angehört hatte, noch merkſamer lauſchend hervor.

„Hei, das hat der Herr König zu verantworten, der's befohlen."

Der Behelmte zuckte zuſammen.

„Ja, unſer Herr König! Der hat ein gutes Gewiſſen. So eins möcht' ich auch haben."

„Na höre . . .!"

„Freilich. Ein ſo gutes, geduldiges, unbiſſiges Gewiſſen! Er mag thun, was er will: es beißt ihn nie.“

„Und die zwei andern Pfeile! Wie grauſig blutroth ward das weiße Haar des alten Königs!“

„Auch das,“ lachte der Andere, „hat nicht nur ſein Sohn Chloderich, hat auch wieder der König zu verantworten: er zahlte mehr dafür als der Sohn. Und mich freute es, wie ich — auf unſers Herrn Geheiß — dem mörderiſchen Sohn den Kopf herunter in die Truhe ſchlug.“

„Ah,“ ſtöhnte es hinter ihnen.

Beide Becher fuhren herum: aber ſie ſahen niemand, nur der Zeltvorhang wehte leiſe im Winde.

XXXII.

Am andern Morgen — ganz früh — ſtand Guntbert in dem Zelte Chlodovechs, der, heiß erregt, mit kleinen haſtigen Schritten auf und nieder ging, vermeidend, den Freund anzuſehen.

„Wàs denn! Wàs denn! Iſt ja dumm!“ ſprach er. „Zwei Schurken! Beſoffen, wie du ſelber ſagſt.“

„Nicht doch! Ich ſagte nur: vom Wein geſprächig gemacht. Solche Sachen erfindet der Rauſch nicht: er plaudert ſie nur aus. Füge doch nicht — ein König — zum feigen Morde die feige Lüge.“

„Guntbert!“ ſchrie der Merovinq und die Hand fuhr ihm an's Schwert.

„Es iſt hart, daß ich Baſinas Sohn, der hehren Frau, das ſagen muß. Mit ihr ſchied dein guter Folgegeiſt von dir.“

„Sie ging ja ſelbſt.“

„Ja, ſie ging, nicht zu ſehen, wie du die alten Götter verleugneſt und die alte Treue. Und ſpäter — wie oft ſchon wollte ſie, kamen immer neue Kunden von deinem Fortſchreiten zu dem neuen Glauben hin und in neuen Freveln, warnend, mahnend, ſtrafend zu dir eilen . . .“

„Ei, warum kam ſie nicht?“ Ein häßlich höhnend Lächeln ſpielte um die ſchmalen Lippen.

„Spare den Spott,“ zürnte Guntbert, „ſchlecht ſteht er dem Sohne, der die Mutter gefangen hält.“

„Gefangen? Sie mag ſich frei ergehen in dem meilenlangen Wodans-Hain.“

„Ja, aber an den drei Ausgängen der Umhegung ſtehen Tag und Nacht deine Wächter, die ſie nicht heraustreten laſſen. Längſt hätt' ich ſie mit Gewalt befreit . . .“

„Hüte dich, Freundchen!“ ziſchte ihn der Merowing an, das rothlockige Haupt zurückwerfend, „Ge-

walt wider Königsbann koſtet die Schwerthand, auch die tapferſte.“

„Doch ſie verbot es. — Schon lange mußte ich dir Groll tragen: um die Götter und um die Mutter. Aber nun, da ich dich mit Mordblut beſudelt ſehe, — nun wend' ich mich für immer von dir ab. Ich bereue bitter, daß ich Blutsbrüderſchaft mit dir geſchloſſen habe. Sieh her, ſo ſtoß' ich jeden Tropfen deines Blutes, der in meine Adern drang, mit Abſcheu aus“; er riß den Dolch heraus und ritzte den nackten linken Arm: hoch ſpritzte das Blut heraus.

„Ah, du Keckling!“ ſchrie Chlodovech. „Das deinem König?“

„Einem Gotte thät' ich's, würd' er ein Mörder. Ich gehe. Du ſchauſt mein Antlitz niemals wieder!“

„Hoho! Was denn?“ ſchrie Chlodovech heiſer und vertrat ihm mit einem katzenhaften Sprung den Weg zum Ausgang. „Du bleibſt und dienſt dem König, deinem Herrn, in deſſen Heerbann, bis der Krieg zu Ende! Will mein Fahnwart fahnenflüchtig werden?

Ei ja, du eilſt wohl lieber in Frau Bertradens weiche, weiße Arme, als — morgen ſchon! — in der Goten harte graue Geere.“

„Du weißt es, daß du jetzt wieder lügſt. Wohl. Ich bleibe — ich trage deine Fahne — trotz des Kreuzes, das darüber thront! — in der Goten dichteſten Haufen. Dann aber, kehr' ich lebend heim, verlaß' ich mit den Meinen dein Reich und deine Herrſchaft und ſuche die alten Götter und die alte Treue daheim in Thüringland.“

Traurig und ſtolz ſchritt er hinaus.

„Was denn? Iſt ja dumm!“ grollte ihm Chlodovech nach. „Ah, der Zungenfreche!“ Er drohte ihm nach mit geballter Fauſt. Dann warf er ſich unwirſch auf das Pfühl und preßte die Linke auf die Bruſt. „Wie das hämmert da drin, das thörige Herz. Es thut weh, tief weh da drinnen! Wie kann ich nur ſo dumm ſein! — Aber es ſchmerzt, daß ich ihn verliere. Bah, das iſt nur die Macht alter, langer Gewohnheit! Aber doch: war was werth in ſeiner

Kraft und Treue. Den beiden Schützen laß ich die Schwatz-Zungen ausreißen! Aber nein, dann verlier' ich auch die! Und ich kann sie noch brauchen müssen. Ich lasse sie geißeln bis auf's Blut. Dann mögen sie wieder für mich traben und beißen, meine Wölflein!"

XXXIII.

Am andern Tag, als nach eingebrochner Dunkelheit das Heer der frommen Franken vor den Mauern von Poitiers erſchien, ward es wieder von einem Wunderzeichen der Heiligen begrüßt.

Sobald die vorderſten Reiter ſichtbar wurden von der Stadt aus, flammte auf dem Thurm der Baſilika des heiligen Hilarius, des Schutzherrn der Stadt, plötzlich eine Feuerſäule auf, den befreienden Merovingen bewillkommnend zu empfangen. Es war die biſchöfliche Hauptkirche.

Am Morgen darauf erbat und erhielt Biſchof Theodor vom Gotenkönig die Erlaubniß, in das Lager der Franken zu gehen, den Frieden zu vermitteln.

Vor Chlodovech gebracht, forderte er dieſen auf, raſch anzugreifen, bevor die Oſtgoten einträfen.

„Schönen Dank, ehrwürdiger Herr Biſchof,“ ſprach Chlodovech erfreut, „für den guten Rath. Ei, wenn du ſo geſinnt biſt, bleibe doch bei uns im Lager, bis ich dich zurück führe in die eroberte Stadt.“

„Ich meine, mein Herr und König,“ lächelte der Prieſter, „ich kann dir während der Belagerung viel mehr nützen in der Stadt als vor der Stadt.“

Chlodovech blies vor ſich hin: „Puh! Vortrefflich! Biſt ein feiner Kopf, das ſeh' ich. Werde dir manchmal dieſen ſchlauen Cautinus hier — als Unterhändler mit den Goten — ſchicken. Dein gebührender Lohn — nach meinem Sieg — ſoll nicht ausbleiben. Geleite den Wackern zurück an die Thore, Cautine!“

Als beide das Zelt verlaſſen hatten, drohte Chlodovech dem Gaſte mit erhobenem Zeigefinger nach: „Warte nur, du falſcher Patron! Du würdeſt mich verrathen, wenn dir's taugte, wie Alarich. Warte

nur! Hab' ich die Stadt, sperr' ich dich in mein Kloster Mich, — war ein guter Einfall, daß ich's gründete! — und niemehr kommst du mir heraus!"

Die Einschließung zog sich doch in die Länge. Chlodovech unternahm unterdessen, bis die Sturmmaschinen fertig gebaut waren, mit einer kleinen Schar die Bedrohung der benachbarten Veste Caput Tauri.

Die starken Mauern dieser Burg wichen den Axthieben nicht; Cautinus ging als Unterhändler hinein; am andern Tage zurückkehrend, brachte er zwar die Ablehnung des gotischen Befehlshabers, verkündete aber, Sanct Hilarius von Poitiers habe ihm in einem Traumgesicht gerathen, die frommen Franken sollten mit Hörnerschall dreimal an seiner Capelle vorbeiziehen, deren Rückwandung einen Theil der nördlichen Außenmauer bildete; das Wunder von Jericho werde sich zu Gunsten Chlodovechs, „des zweiten Josua", wiederholen.

Die frommen Franken befolgten dieſen Rath: pſallirende Geiſtliche, voran Weihrauchfäßlein ſchwingende Knaben, zogen der rothen Merovingenfahne voraus und bei dem dritten Hörnerklang ſtürzten die Mauern der Capelle zuſammen: merkwürdigerweiſe alle von Innen nach Außen: der Archidiakon der Capelle ſtand unverſehrt in der Mauerlücke.

Ohne weiteren Widerſtand zog Chlodovech ein.

Als aber Frecho auch dies Wunder verwerthen wollte, ſeinen Freund zu ſeinem neuen Glauben herüberzuziehen, — noch mit einem von der Geißelung wunden Rücken war er in das Taufbecken der Capelle geſtiegen — weigerte ſich der, indem er eine von ihm entdeckte, lockere Steinplatte aufhob und auf die Aexte und Brecheiſen hindeutete, die da, mit allen Spuren friſcher Arbeit, verſteckt lagen.

„Ich ſtand heute Nacht hier auf Wache," lachte er „und hörte Stunden lang ein Hauen und Hämmern. Und übrigens: deine Heiligen haben deinen Buckel ſo wenig geſchützt, wie meine Götter den

meinen. Weißt du, was daraus folgt? Ich glaube nächſtens an beide nicht!“

Chlodovech erfuhr nichts von dieſer Entdeckung; daher ſtieg Cautinus gewaltig in ſeiner guten Meinung: „Du mußt doch,“ ſagte er ihm mit reichen Geſchenken, „trefflich ſtehen mit den Heiligen. Mir iſt noch Keiner erſchienen, ja nicht einmal dem ſelbſt ſchon heiligen Remigius! Was nützt mich ein Heiliger, der keine Wunder thut und ein Prieſter, dem nichts erſcheint? Das nächſte erledigte Bisthum erhältſt du, trotz Herrn Remigius und Frau Hrothehild und Jungfrau Genovefa, die dir alle gar wenig hold ſind. Deinem Oheim Theoplaſtus hat mein neuer Freund Gundobad auf meine Verwendung den Stuhl zu Genf wieder gegeben. Dich aber behalt' ich in meiner Nähe. Ich bedarf gegen Remigius eines Vertreters des Glaubens, der nicht gar ſo himmliſch geſinnt und — für die Erde — ſo unbrauchbar iſt.“

XXXIV.

Von dem eroberten Caſtell in das Lager vor Poitiers zurückgekehrt, rüſtete Chlodovech nun Alles zu dem Sturm auf die überaus feſten Werke, während ſeine Streifſcharen, wie die Burgunden unter Gundobad, das flache Land weithin verheerten.

„Hm," meinte er zu Anſovald nach einem prüfenden Umritt um die Mauern, — Guntbert hielt ſich fern — „wird viel Blut koſten. Aber wir wollen's doch allein machen, ehe die Burgunden kommen. Dann kriegt Freund Gundobad nicht einen Stein von Poitiers."

Jedoch der Sturm ſollte den Franken erſpart bleiben.

Gleich nach dieſem Umritt kehrte Cautinus zurück, der wiederholt, um Verhandlungen mit den

Belagerten über Frieden oder doch Waffenstillstand zu führen, in die Stadt gegangen war, in Wahrheit aber, um von dem Bischof allerlei über den Zustand der Veste und die Pläne der Belagerten zu erforschen.

„Herr König," rief er, sobald er in dessen Zelt trat, „ich heische Botenlohn für wichtige, frohe Kunde!"

„Was denn?" meinte der, „Gold hab' ich dir schon genug geschenkt. Aber ich sah wiederholt die heißen Blicke deiner kohlschwarzen Augen so begehrlich ruhen auf den schönen, jungen, schlanken, blonden, weißarmigen Gotenmädchen, die wir in jener Veste gefangen. Ich will dir ein par schenken: suche dir zwei aus."

„Herr König, was . . .?"

„Was denn? Was denn? Verstell' dich nicht vor mir! Ist ja dumm. Frau Hrothehild und Genovefa und Remigius — unscheidbar, wie die heilige Dreifaltigkeit! — sind zum Glück für uns beide nicht allwissend wie diese."

„Dank alſo,“ ſprach Cautinus mit funkelnden Augen. „Nun höre: in dem Heere der Goten gährt es: Empörung gegen Alarich ſteht bevor.“

„Vorzüglich! Aber warum?“

„Sie grollen ihm, daß er uns das Land verheeren läßt und ſich in der Veſte einſchließt . . .“

„Das Klügſte, was er thun kann, bis die Oſtgoten kommen.“

„Sie verlangen ſtürmiſch, er ſolle herausbrechen und im offnen Felde kämpfen.“

„Dann iſt er verloren,“ lachte Chlodovech.

„Das erkennt er; deßhalb weigert er ſich noch, aber bald werden ſie ihn zwingen. Zumal, wenn du ein wenig nachhilfſt.“

„Wie gern! Aber wie?“

„Biſchof Theodor — er iſt ein kluges Haupt . . .“

„Nur allzu klug,“ meinte der König, bedeutſam nickend.

„Er räth dir, zum Schein die Belagerung aufzuheben, abzuziehen, angeblich, weil die Oſtgoten heran-

rücken, dieſen entgegen, etwa nach Vouglé, auf die vocladiſchen Felder. Dann wird ſein Heer Alarich zwingen, dir nachzueilen, um dich zwiſchen die Oſtgoten und ſeine Scharen in die Mitte zu nehmen, zu umklammern und zu vernichten. Die Oſtgoten aber ſind noch jenſeit der Alpen: du machſt Kehrt und haſt Alarich und die Seinen vor dem Schwert: — außerhalb der ſchützenden Wälle."

Chlodovech ſtrahlte vor Freude: „Herrlich! herrlich! Höre, dem Biſchof bin ich Dank ſchuldig: ich ſchenke ſeiner Kirche mein Gewicht in Gold. Und ihm ſelber? — Sollen wir ihm auch eine hübſche Gotin . . .? Was denn? Nicht? Iſt doch nicht dumm?"

„Er iſt wohl zu alt," lächelte Cautinus, „ſolche Gabe noch recht würdigen zu können."

„Alſo friſch an's Werk. Rufe Guntbert, Anſovald, die andern Führer zuſammen und alle Krieger außer den Wachen. Laut verkünd' ich's, daß wir morgen den Oſtgoten, die ſchon bei Vouglé ſtehen, entgegen ziehen, um nicht hier von dieſem Entſatzheer

mit einem Ausfall der Belagerten zugleich gepackt zu werden. Nachdem wir die Oſtgoten zurückgeſchlagen, — verkünd' ich, — wollen wir nach Poitiers umkehren. Die Nachricht von der Annäherung der Oſtgoten muß raſch in die Stadt gelangen, ſonſt zieht uns Alarich nicht nach. Wie fang' ich das an? Wàs denn! Wàs denn?"

Er ging nachſinnend auf und nieder.

„Hei, ich hab's. Wodan gab mir's ein: — will ſagen Sanct Martinus. Zwei Ueberläufer müſſen's in der Stadt verbreiten."

„Denen koſtet's den Kragen, wird der Betrug entdeckt" meinte der Prieſter.

„Schadet wenig!" lachte Chlodovech. „Iſt ein gottgefällig Werk, die in den Tod zu ſchicken. Aber wer weiß? Die — wie die Katzen — fallen immer ungeſchädigt auf die Füße. He, Gero und Frecho! Herein! Meine Wölflein, — ihr ſollt wieder traben!"

XXXV.

Vollſtändig glückte der Plan.

Schon als die Franken — mit heißer Haſt und lautem Lärm — ihr Lager abbrachen und eilig gen Südweſten abzogen, hatten die Goten in der Stadt, müde der langen Einſchließung, während deren die Feinde das Land verwüſteten und die Angehörigen der Heermänner mißhandelten, ihren König zwingen wollen, die Abziehenden zu verfolgen.

Er widerſtand mannhaft und verſtändig. Als aber die zwei Ueberläufer den Grund des Abzugs überall in den Gaſſen verkündigten und daß die Scharen der Oſtgoten bereits den Clain, ſüdweſtlich von Poitiers, überſchritten hätten, — da brach in Alarichs Heer eine nicht mehr zu bändigende Bewegung aus. Sie wollten nicht den Oſtgoten allein Sieg,

Ruhm, Beute und Rache überlaſſen: ſie wollten die frechen Angreifer, die Verderber ihrer Häuſer, Frauen und Töchter vernichten helfen: ſie wollten dabei ſein in der Stunde der Vergeltung. Sie riſſen die Thore auf und ſtrömten hinaus, in kleinen Haufen, einzeln, ohne Führer, ohne Ordnung, den Verhaßten nachjagend.

Seufzend entſchloß ſich der König, der ungern ſeine wohl gewählte, gut befeſtigte Vertheidigungsſtellung aufgab, den Befehl zur Verfolgung zu ertheilen: er erkannte, andernfalls geſchehe die Verfolgung ohne, ja gegen ſeinen Befehl, und ohne jede Leitung: nur wenige würden bei ihm in der Stadt bleiben.

Aber auch jetzt gelang es nicht mehr, Ordnung in die blind vorwärts toſende Menge zu bringen.

Nicht nach ihren gotiſchen Tauſendſchaften, Hundertſchaften, Fünfzig- und Zehnſchaften gegliedert, — bunt durcheinander gemengt, wie die Rudel davon gelaufen waren aus der Stadt, Reiter und Fußvolk, ſchwere Schildner und leichte Pfeilſchützen durcheinander, wogten die Verfolger nach.

Die Ueberläufer hatten ausgesagt, die ostgotischen Helfer, sechzig Tausendschaften, den Franken um das Doppelte überlegen, lagerten bereits in dem dichten Walde, der den langen Höhenzug auf dem linken, dem Westufer des Clain bedeckt: hier hätten die fränkischen Spähreiter sie entdeckt und — voll Schrecken! — ihre ungeheure Zahl geschildert.

Die Freude der Vergeltung trieb die Goten rasch vorwärts. Von den Franken zeigte sich keine Spur. Aber dieses athemlose Laufen — vier Stunden lang — unter der glühenden Mittagsonne des Aerndtemonats hatte die Kraft der Kräftigsten erschöpft und als sie nun, steil bergan rennend, den Fuß jener Höhen erreicht hatten und jetzt mit letzter Anstrengung emporklommen, — da trat plötzlich bei'm Schmettern der Hörner das ganze fränkische Heer, meisterhaft geordnet, aus dem Waldesdunkel hervor und warf sich mit gellendem Hohngeschrei, die Reiter voran, das Fußvolk in geschlossenen Reihen mit gefällten Speeren folgend, auf die bergan Keuchenden, im höchsten Grad Erschrocknen.

Ein einziger Stoß — bei'm erſten Zuſammentreffen — entſchied die Schlacht.

Die Goten kamen gar nicht zu geordnetem Widerſtand. Sie wurden die ſteilen Hänge, die ſie mühſam zu erklimmen ſuchten, hinunter gefegt, wie der Wind die Spreu vor ſich her bläſt. Der Anprall der Franken warf das ganze loſe Gefüge der einzeln oder in kleinen Haufen empor Steigenden, Pferde und Menſchen durcheinander, hinunter: viele wurden erſtickt, zertreten von den in ſinnloſem Schrecken nachdrängenden Genoſſen: ſie wurden untereinander handgemein, ſie rangen um den Vorſprung in der Flucht, indeß die Franken auf die wirren, wehrloſen Knäuel einhieben.

Unten am Fluß ſtaute ſich eine Zeit lang der Schwarm der Fliehenden. Hier hatte Alarich ſeine Gefolgſchaft um ſich geſchart: dieſer kleine Reiterzug hielt den Zugang zu der ſchmalen Brücke über den tiefen Fluß beſetzt und verſuchte, Freund und Feind aufzuhalten.

Eine Weile glückte das: und auch von dem fliehenden Fußvolk hielten hier ein par Haufen und ſtellten ſich zur Wehre. Es waren die tapfren Auvergnaten, die, eifrig fromme Katholiken, die Ehre der Treue der Katholiken, die manche ihrer Prieſter bisher ſchwer gefährdet hatten, auf dieſem blutigen Felde glänzend wahrten: ſie fielen, ihren ketzeriſchen König mit ihrem Leben deckend, faſt Alle auf dieſem Fleck.

Da jagte Chlodovech heran auf feurigem Roß, dem der Schaum von den Nüſtern flog.

Die zarte, feine Geſtalt des Merowing ſah jetzt herrlich aus, ſcharf, ſchneidig und doch biegſam wie Stahl: die rothen Locken flatterten, aus dem Helm quillend, in dem Wind: aus den hellgrauen Augen blitzte die ſtolze Luſt an Kampf und Sieg. „Wer hemmt uns da? Uns und die Heiligen? Drauf, meine Franken!“

Und er ſpornte den Hengſt, daß er hoch ſtieg und im Niederſenken den nächſten Gaul über den Haufen warf.

„Hei, die blaue Gotenfahne!“ rief Chlodovech.

„Da muß der König halten. Nieder die Fahne und nieder der König.“

Aber in dichten Reihen umdrängten die berittnen Gefolgen das theuere Zeichen und ihren Herrn.

Chlodovech brach ſich Bahn; den nächſten Reiter ſtach er mit dem Speer vom Roß, der Speer brach; da zerſchmetterte er mit der mörderiſchen Doppelaxt dem Nächſten Sturmhaube und Haupt: nun war er an dem Fahnenwart: er ſchlug den Fahnenſchaft krachend entzwei: die blaue Gotenfahne Eurichs und Torismunds, die ſiegreich auf der Wahlſtatt von Châlon über der gebrochenen Gottesgeißel Attila's geweht hatte und in mancher andern Schlacht, — ſie ſank in den Staub.

An dem beſtürzten Bannerwart vorbei drängte Chlodovech den Hengſt vorwärts: da erkannte ihn wenige Schritte vor ſich, auf ſeinem weißen Roß, König Alarich: „Stirb, Friedebrecher, Räuber, Mörder!“ rief er und ſchleuderte die Wurflanze.

Aber der Merovinq fing die heranſauſende auf

mit der flinken Rechten, drehte ſie um, ſah gen Himmel und rief: „Nun höre mich, Herr Chriſtus, der du da Weſenseins biſt mit dem Vater: das will der Schuft da nicht glauben! Wohlan, wie jenen wilden Heidenkönig, — ſo bring' ich dir als blutig Opfer dar den Ketzerkönig hier. Nun lenke wieder wie damals meinen Wurf.“ Er warf: Alarich flog der eigne Speer in die Kehle, genau an der Stelle, wo der Alamanne getroffen war.

Der Fall des Königs entſcharte das Häuflein, das hier letzten Widerſtand verſucht hatte: ſie ſtürzten in wilder Flucht auf die rettende Brücke zu, dieſe brach unter dem nie erfahrnen Gewicht: hoch ſpritzten ſie auf, die blutigen Wogen des Clain, die viele Hunderte verſchlangen.

Die Verfolgung, wenigſtens durch die Reiterei, von Chlodovech raſtlos nachgehetzt, jagte die Beſinnungsloſen bis vor die Thore von Poitiers.

Als dieſe ſich aufthaten, die Flüchtigen zu retten, drang Chlodovech mit den beſten Roſſen ſeiner Gefolg-

ſchaft zugleich mit ein: der Biſchof und ſein zahlreicher Clerus hatte ſich derart zwiſchen die zwei geöffneten Flügel des Südthores geſtellt, daß ſie nicht raſch genug geſchloſſen werden konnten: die wenigen zurückgebliebenen Goten ſtreckten die Waffen. Chlodovech war Herr der Veſte.

Nicht fünfzig Mann hatten die Franken verloren. Viele, viele Hunderte von Goten waren erſchlagen, ertrunken, gefangen.

„Wie der Habicht die Taube ſchlägt, traf ich die Feinde," frohlockte Chlodovech.

„Ah!" rief er, „wer jetzt nicht einſieht, daß der Herr Chriſtus ſtärker iſt als Wodan und der Katholiſche beſſer als der Arianiſche, der iſt dümmer als . . ." Was denn? Nun, als ich bin."

XXXVI.

Der Eine Tag, vielmehr der Eine Augenblick des Zuſammenſtoßes auf jenen Waldhöhen bei Vouglé ſchien das Schickſal des Weſtgotenreichs in Gallien entſchieden zu haben.

Alarichs einziger Ehe-Sohn, Amalarich, der Enkel des großen Theoderich, war ein fünfjähriger Knabe: da griff ein Baſtard des Gefallenen, Geſalich, nach dem Königſtab: er fand Anhang: der Knabe und deſſen Mutter Theodegotho wurden von treuen Goten aus der Königſtadt Toulouſe über die Pyrenaeen nach dem ſpaniſchen Gebiet des Weſtgotenreiches geflüchtet: — ihn ebenſo vor der Mordgier ſeines Stiefbruders wie vor dem Kloſter Micy zu ſchützen, in das der Herr Biſchof von Poitiers noch am Abend des Schlachttages in Feſſeln von Gero und Frecho ab-

geführt worden war: er staunte sehr, die „Ueberläufer" als seine Bewacher auf der unfreiwilligen Reise wieder zu finden. Aber sein eignes Körpergewicht in Gold schenkte Chlodovech dem heiligen Hilarius von Poitiers, den er neben Sanct Martin von Tours zu seinem besonderen Schutzheiligen beförderte.

Die reiche Gotenbeute machte es dem Sieger leicht, sein Gelübde zu erfüllen.

Indeß sollte er erleben, daß der altgermanische Freiheitsgeist noch durchaus nicht aus seinen Heermännern gewichen war, so heiß sie ihren sieggekrönten und witzreichen, längst volksthümlich gewordenen König liebten.

Auf dem größten Platz in Poitiers, vor der Basilika des Schutzheiligen der Stadt, war alle Beute, die man auf den vocladischen Feldern und in Poitiers gemacht: Waffen, Geräth, Schmuck, Gewand, Gold in großen Haufen aufgeschüttet und vom König und von einigen durch das Heer erwählten Kriegern vertheilt worden.

Der Antheil des Königs war nicht klein ausgefallen: freilich hätte er gern, wie dereinſt in Soiſſons, mehr vorher auf die Seite gebracht. Aber das war diesmal nicht zu machen geweſen.

Als nun die Vertheilung beendet, zumal das dem König Gebührende feſtgeſtellt war, fanden ſich noch ein par unvertheilte Beuteſtücke auf den Stufen vor der Baſilika.

„Herr König," meinte Cautinus und deutete auf eine prachtvolle Vaſe von köſtlichem pentheliſchem Marmor edelſter, griechiſcher Arbeit: — ihre Reliefs ſtellten die Hochzeit des Pluto mit Perſephone vor, — „dieſes hohe Kunſtwerk darf nicht einem deiner barbariſchen Schild- und Schädel-Spalter zufallen, der vielleicht jenes gräuliche Gebräu aus verdorbener Gerſte darin aufbewahrt, von dem ihr mehr trinkt als dem Heil eurer Seelen . . ."

„Und Magen!" unterbrach Chlodovech, „frommt."

„Wenn dein unwürdiger Knecht einiges Verdienſt hat um den Tag von Vouglé . . ."

„Wàs denn! Wàs denn! Du warſt der Oberfeldherr, der Planer, der Siegvater: — du warſt der Wodan des Tages. Verzeih, ehrwürdiger Mann, den Vergleich.“

„Nun, dann ſchenk' mir die Vaſe für die Kirche meines künftigen Biſchoffitzes. Sieh, dieſe Vermählung da wird dann meine myſtiſche Ehe mit jener Kirche bedeuten.“

Chlodovech warf einen Blick auf das Relief: „He, he,“ lachte er dann, „die Braut gefällt dir wohl? Schade, daß ſie von Stein iſt, nicht wahr? Nun, du haſt zwar auch die dem armen Mönch von Micy, — dem ehemaligen Biſchof Theodor, — zugedachte Gotin genommen — hätt' ſie lieber mir — will ſagen: Frau Hrothehild — als Magd zugeſellt! — aber ein König ſoll nicht knauſern. Der Krug iſt dein. He, freie Franken, ihr habt doch nichts dagegen? Ich verlange dieſen Krug noch zu meinem Beutetheil!“

Da ſchritt von dem Platz unten die Stufen der Baſilika, wo der König, der Prieſter und der Krug

ſtanden, herauf ein ſchlichter Heermann, in unanſehnlichem Gewand, ein ungegerbtes Büffelfell, die Haare nach innen, als Mantel, in ſchmuckloſen Waffen, ohne Sturmhaube, Brünne und Schild, nur die Francisca in der nervigen Fauſt: ein mächtiger, brandrother Bart wogte über die nackte Bruſt bis an den Wehrgurt: er war etwa ſieben Fuß lang.

„Nein," rief er mit dröhnender Stimme, „nein, Herr König! Daraus wird nichts!"

Chlodovech ward vor Heißzorn ſo roth wie ſein Haar. „Was denn! Was denn!" ſtammelte er hervor, „iſt ja . . ." Doch er fing das Wort. „Was ſoll das heißen?"

„Das ſoll heißen, daß den „freien Franken", wie du uns — zum Spott, ſo ſcheint es! — nennſt, ſchon lange gar Vieles nicht gefällt, was du, ohne ſie zu fragen, thuſt. Königsübermuth und junge Giftnattern muß man bei Zeiten zertreten, bevor ſie ausgewachſen ſind. Schon daß du die alten Götter

verließeſt, hat uns Männer im alten Land der Kannenefaten wenig gefallen. Mein Ahn . . .“

„Wie heißt du?“

„Brinno, wie mein Ahn: der ſtammte von dem rothbärtigen Donnergott. Noch ſingen ſie von ihm in unſern Höfen, wie er gen Walhall aufgeſtiegen, der treue Mann, der ſtarb für deinen Ahn, den Bätaver mit dem römiſchen Namen: — aber gegen die Römer kämpfend — und mit jener Jungfrau Véleda, die Wodan unter die Walküren nahm. Aber ſei's drum! Glaube an den Gott, der ſich ſelbſt nicht einmal vom Kreuzgalgen retten konnte. Doch du ſollſt lernen: „Volksrecht geht über Königsmacht.“ Und nachdem du dein vollgemeſſen Beutetheil erhalten — bei'm Strahle Donars — mehr erhältſt du nicht!“

Und damit hob der Rieſe die Fràncisca und ſchlug das köſtliche Gefäß in hundert Scherben.

„Wàs denn?“ ſchrie Chlodovech und fuhr an's Schwert.

Aber tauſendſtimmig riefen da vor den Stufen

die freien Franken — Kannenefaten waren's hier meiſt und Bàtaver: — „Heil, Heil! Recht hat er geſprochen. Recht hat Brinno gethan.“

Und drohend hoben ſie die Waffen.

Chlodovech war ganz bleich geworden: er ſtieß das halbgezückte Schwert in die Scheide zurück. „Ja, er hat Recht, ihr freien Franken. Ich dank' ihm für die Lehre. Werde ſie nicht vergeſſen! — He, guter Freund, wie heißeſt du doch? Brinno? Gut, den Namen muß man merken.“

XXXVII.

Unwiderſtehlich, reißend, wie ein allüberſchwemmender Bergſtrom, ergoß ſich von Poitiers aus die Waffengewalt Chlodovechs und der Burgunden über das galliſche Weſtgotien. Die Verbündeten kämpften faſt ſtets auf verſchiednen Kriegsſchauplätzen: denn jeder der beiden Könige ging darauf aus, ſo viele Städte als möglich allein zu bezwingen, um ſie allein zu behalten.

Während der unfähige Anmaßer Geſalich ſich zu Narbonne von ſeinen Anhängern mit großem Gepränge krönen ließ, öffneten die Römer, das heißt die Katholiken, die Thore ihrer meiſten Städte Chlodovech, der ſeinem Heere voraus nur ſeine Römer und katholiſche Franken ziehen ließ, die er, unter Vorauftragung der Ueberbleibſel von Heiligen

und geführt von pfallirenden Prieſtern, um die Mauern ziehen hieß.

Bei dieſem Anblick öffneten ſich die Thore wie die Herzen. Ohne Widerſtand, ihn freudig bewillkommnend, empfingen ihn ſo die Bewohner der Städte Saintes, Bourges, Bazas, Eauze, Lectoure, Auch und viele andere.

Nur die Auvergne mußte — nach tapfrem Widerſtand — mit Gewalt bezwungen werden: „Der Franke ſoll es lernen," ſprachen dieſe kernhafteſten der Gallier, „daß die Auvergnaten ſo treu wie gläubig ſind."

Während die Burgunden Narbonne nahmen, — Geſalich floh nach Spanien — zog Chlodovech ſieghaft durch Aquitanien und Périgord an die Garonne und beſetzte das wichtige und damals ſchon reiche Bordeaux: ja, auch die Hauptſtadt des ganzen gotiſchen Galliens, die ſchöne Toloſa, gewann er: der Biſchof der Stadt, Heraclianus, war es, der in der Stille der Nacht ein Mauerpförtlein dem Schütz-

ling von Sanct Martin öffnete: die gotiſche Beſatzung ward erſchlagen, zum Theil im Schlaf.

Allein Chlodovech entdeckte, — zu ſeinem lebhaften Verdruß! — daß vorher der größte Theil des gotiſchen Königshortes von hier fort und in die ſtarke Veſte Carcaſſonne war geflüchtet worden, um deren ſteile Felſenmauern die Aude ſchützend ſpült.

„Wàs denn? Wàs denn?“ ſchalt er, als er nur karge Reſte der gehofften Schätze in dem Palatium zu Toulouſe fand, „das hätte doch Sanct Martinus leicht verhindern können! Durch ein ganz kleines Wunderchen! Iſt ja nun ſein eigner Schade. Iſt ja dumm! Er wußte ja doch, — kann ein Heiliger vergeſſen? Zumal ſo was! — daß ich ihm den zehnten Theil des zu Toulouſe zu erbeutenden Schatzes verſprochen hatte. Aber, lieber Sanct Martinus, wie kann man doch ſo leichtſinnig ſein? Nun, ich halte mein Wort: ſchickt ihn nur nach Tours, den ſchnöden Bettel! Mich wundert, ob er's annimmt? Ich bin nur ein Menſch, ein Sünder. Aber mir wär's zu wenig!“

Sofort sandte er eine Heerschar ab, Carcassonne zu belagern und als es ihm damit zu lange währte, eilte er ungeduldig selbst hin, den festen Platz zu nehmen. „Es ist besser. Denn wäs denn? Meine Franken sind mir allzu ähnlich: sie würden mir schwerlich Alles herausgeben, was sie finden. Und ein König, der keine Schätze hat, zu belohnen und — mehr noch: zu bestechen! — ist ein Bettler."

Vor Carcassonne angelangt, hielt er, von seiner ganzen starken Gefolgschaft umgeben, Heerschau über die hier lagernden Krieger.

Einzeln ließ er sie herantreten vor sein Königszelt, das er abseit vom Lager hatte aufschlagen lassen.

Er war nicht gut gelaunt: der zähe Widerstand der harten Nuß da oben auf den Felsen, deren undurchbrechbare Schale den reichen goldnen Kern barg, hatte ihn gereizt, erbittert.

„Wäs denn?" meinte er. „Wär' ich ein Heiliger und könnte wundern, ich ließe wahrlich nicht meinen

freigebigsten Schützling so lang' vor diesen gottverfluchten Steinen liegen."

Da trat wieder ein einzelner Wehrmann in den waffenstarrenden Kreis der Gefolgschaft.

Bei seinem Anblick zog der König die Augenbrauen hoch empor und öffnete ein wenig, verhalten athmend, den Mund.

„Wäs denn? Ich meine, wir kennen uns? Freund Brinno: — nicht?"

Der Riese sah ihm fest in die zwinkernden Augen: „Du wolltest dir den Namen merken."

„Hab's gethan! — Wirst schon sehen! — Ei, Freund Brinno! Wie schlecht bist du gerüstet: keine Sturmhaube, keine Brünne, kein Schild."

„Ich hab's nicht dazu. Das hast du in Poitiers schon gesehen."

„Richtig! Ja wohl, in Poitiers! Und was hast du für einen kurzen Speer? Schäme dich, Donars Enkel."

Und er lupfte raſch die Francisca und ſchlug ihm den Speer aus der Hand.

„Herr König!“ grollte der Hüne und bückte ſich, die Waffe aufzuheben.

Da fuhr ihm blitzſchnell das mörderiſche Beil in den Schädel und dem Sterbenden rief der König zu: „Siehſt du? So haſt du zu Poitiers jenem Kruge gethan. — Hurtig, meine Wölflein, werft die Leiche in die Aude dort, bevor der nächſte Wehrmann an die Reihe kommt.“

XXXVIII.

Aber ſtatt des nächſten Wehrmannes kam ein Bote: ein Bote des Unheils, der die Fortſetzung der Heerſchau jäh unterbrach.

Ein burgundiſcher Reiter ſprengte in die Zeltreihen des Lagers: todt ſank ſein überhetzter Gaul: der Mann ward ſchleunig zum König geführt, warf ſich vor ihm auf die Knie und rief: „O. König der Franken, hilf! Sie ſind da.“

„Was denn, was denn?“ ſchalt der Meroving. „Steh auf, Menſch, und rede. Wer iſt da?“

„Die Oſtgoten! Das Heer Theoderichs! Sie ſind unwiderſtehlich!“

„Iſt ja dumm! Was iſt geſchehn?“

„Du weißt, Herr, wir belagerten mit deinen Hilfsſcharen Arles. Schon hatten wir die Oſtſtadt

bezwungen: heiß um die Rhonebrücke tobte der Kampf. Schon glaubten wir den Tag gewonnen, da kamen ſie uns in den Rücken draußen, vom Süden her, die ungezählten Scharen."

„Die Feigheit kann nicht zählen," grollte Chlodovech, „der Muth will nicht zählen."

„O Herr, wir und die deinen ſind nicht feige geweſen! Aber eher möchteſt du mit deinem Schild der Fluth des Meeres wehren, wann ſie brauſend über die Dämme ſteigt, als dem Angriff der Oſtgoten. Von ihren weißen Schilden leuchtete ein augenblendender Glanz, in den Falten der lichtblauen Amalungenfahne rauſchte der Sieg, unſre Herzen erſchütterte ihr Schlachtruf: „Theoderich und das Recht". Ihre beiden Führer, Herzog Ibba und ein Graf Vitigis . . ."

„Vitigis? Den Namen, mein' ich, hört' ich ſchon einmal. Jawohl! Der Elende hat mir die Oſt-Alamannen entriſſen!"

„Er warf alles vor ſich nieder. Schwerwund liegt unſer König von dieſes Grafen Schwert. Wir wichen,

hart verfolgt, weit nach Weſten — bis Narbonne — zurück. Vor dieſen Mauern ereilten uns die Feinde: wir wurden abermals geſchlagen."

„Ah, Memmen!" knirſchte der Merovinq.

„Die Stadt ſperrte uns die Thore, ließ die Amalungen ein. Wir fliehen, den wunden König in Mitte, gen Norden, heimwärts nach Burgund. Komm und hilf und rette, was noch zu retten iſt!"

„Was denn?" ſeufzte Chlodovech. „Wird nicht mehr viel zu retten ſein — für euch! — Auf, meine Franken, laßt die Hörner durch die Lagergaſſen ſchmettern. Wir brechen auf. — Ah, verflucht ſei jeder Stein der Mauern und alles Leben verflucht in dir, Carcaſſonne: da oben liegt der Hort der Goten, ich weiß es, ich ſchnüffle das Gold, wie der Wolf das Schaf: — und wie der Wolf vom Schafſtall muß ich abziehen, weil die Hirten herlaufen mit Geſchrei. — Auf, meine tapfern Franken, laßt uns gut machen, was dieſe burgundiſchen Weichlinge verdorben! Soll er denn wirklich ganz unbezwingbar ſein, der Amalungen

weißer Adlerſchild? Laß ſehen, ob meine Fränciſca ihn nicht dieſem Vitigis zerſpellt. Und du, Herr Chriſtus der Katholiſchen, du wirſt doch ihren Ketzer-Chriſtus nicht ſiegen laſſen? Das Gewicht der Leichen von Herzog Ibba und Graf Vitigis zuſammen in Gold gelob' ich dir, Sanct Martin von Tours. Hilfſt du mir nicht für ſolchen Lohn, — Martine, Martine! — dann kannſt du nicht helfen!"

Aber Sanct Martinus entſprach dieſer doch ſo eindringlichen Herausforderung ſeiner Wunderkräfte nicht.

Es war, als ob ein Siegeszauber um die lichten Amalungen-Waffen wob.

Seitdem ſie den Boden Galliens erreicht, drangen die Oſtgoten unaufhaltſam vor. Von Chlodovech ſchien das Glück, das ihm ſo lange, treu wie eine zahme Taube, voraufgeflogen, urplötzlich gewichen.

Darüber machten ſich wie große und kluge, ſo

kleine und wenig eingeweihte Menschen im Frankenheer ihre Gedanken.

Chlodovech hatte, auf geschickt gewählten Wegen von Carcassonne nach Nordosten eilend, so lang er allein war einem Zusammenstoß mit dem Feind nach Möglichkeit ausweichend, die Vereinung mit dem burgundischen Heer angestrebt, das er bei Valence erwarten wollte. Vor den Thoren dieser Stadt, die bei seinem Siegeslauf ihm zugefallen war, also gedeckt für den Nothfall durch ihre starken Mauern, wollte er auf dem Blachfelde, wo die Isère in die Rhône mündet, den Feinden das Ueberschreiten jener breiten Flußlinie wehren: — ein strategisch richtig gedachter Gedanke.

Aber einzelne Rückzugsgefechte mit der ostgotischen Vorhut — Vitigis führte die unermüdlich verfolgende — waren nicht zu verhüten gewesen und in jedem hatte „der tapfere Graf" gesiegt.

Am Abend vor der Schlacht saßen Gero und Frecho am Lagerfeuer, brieten einen eigentlich dem heiligen

Amabilis von Riom gehörigen Hammel und tranken dazu den rothen Wein, der in den Rebgärten der heiligen Galla von Valence hier in der Nähe gewachsen war.

„Höre," begann Gero, den gar gebratnen Hammel in seinem Lindenschild mit dem Scramasachs zerlegend, „ich glaube, hättest du dich nicht schon so unvorsichtig rasch taufen lassen, — du ließest es jetzt bleiben."

„Warum?" fragte der neu Bekehrte und goß vorsichtig aus dem gewaltigen thönernen Weinkrug in seine eherne Sturmhaube.

„Weil es jetzt gar übel rückwärts geht mit unserm Herrn und seinem Herrn Christus. Seit diese verfluchten Ostgoten den Fuß in's Land gesetzt haben, lastet Unsieg auf uns. Gestern stand ich auf Vorwache, den Feinden gegenüber, nur durch den Fluß getrennt. Da sangen sie Spottlieder auf uns zu mir herüber. Nicht Alles verstand ich. Aber diese Stäbe:

„Die freudigen Franken
Sind fromm und — frech:
Aber elend erliegen ſie und erbärmlich
Der edeln Amalungen
Schimmerndem Schild
Und ſchwingendem Schwert.“

Ich erzürnte mich, aber ich konnte nicht ſagen: es iſt gelogen. Ich weiß nur noch nicht recht, — reich' mir auch mal zu trinken! Du fängſt öfter an zu ſchlucken als du aufhörſt! — woher es kommt.“

„Bei'm Satan, es ſind ihrer ſehr Viele. Und ſie werden gut geführt.“

„Führt unſer Herr auf einmal ſchlecht? Nein, nein! Entweder der arianiſche Chriſtus iſt beſſer als der katholiſche . . .“

„Nimmermehr!“

„Ja, wer weiß? Dann werd' ich Arianer . . .“

„Du ſtinkender Ketzer! Dann thu' ich nicht mehr den kleinſten Mord mit dir!“

„Oder es iſt die ſpäte Rache der alten Götter.

Iſt doch auch möglich. Drum bleib' ich noch bei ihnen."

„Du biſt dumm. Siehſt du denn nicht, was der Hauptgrund iſt, daß dieſen Goten Alles glückt, Alles ihnen zufällt?

Der „Weiſe" in Ravenna iſt ſchlau wie ein Altfuchs.

Obwohl Arianer, hat er einen eifrig frommen Katholiken als Oberfeldherrn und Vertreter nach Gallien geſandt, dieſen Herzog Ibba, der nicht nur den Kirchen und Geiſtlichen noch weniger als unſer Herr einen Stein zerbrechen oder ein Haar krümmen läßt, — der, noch viel freigebiger als unſer Herr, ihnen reichſte Schenkungen zuwendet. Die Heiligen ſind aber, wie Cautinus täglich predigt, gerade auf ſolche Bethätigungen der Frömmigkeit ſehr aus: Ibba hat unſern Herrn überboten bei Sanct Martin und Sanct Hilarius, das iſt Alles. Und das darf man den heiligen Herrſchaften auch nicht verdenken: denn Herzog Ibba iſt ja auch katholiſch, ja, ſchon viel länger als

unſer Rothkopf. So ſind es doch wieder die katholiſchen Heiligen, welche die Dinge entſcheiden und wenn du Arianer wirſt, wirſt du nicht nur in Ewigkeit von dem übeln Höllenwirth gebraten, — du haſt es auch im Leben mit den einzig mächtigen Wunſch-Göttern — wollte ſagen: Wunſch-Erfüllern — verdorben. Gieb den Wein herüber."

„Hi," lachte pfiffig Gero. „Wohl iſt das ſchlau von dem Amaler mit der Wahl des katholiſchen Feldherrn: aber nicht wegen der Katholiken, die todt und im Himmel, wegen derer, die lebendig und in Gallien ſind. Seit ein eifrig frommer Katholik uns bekämpft, ſind unſere bisherigen willigſten und wichtigſten Helfer: die katholiſchen Prieſter in den Städten, doch in ſchlimmer Verlegenheit. Den Eid der Treue, den ſie den Goten geſchworen, haben ſie zwar ganz munter gebrochen, ſo lang ſie zwiſchen den „ſtinkenden" Ketzern und unſerm rechtgläubigen Herrn zu wählen hatten. Aber ein Eid iſt doch — ſo zu ſagen — kein Roßmiſt: man hält ihn doch — meiſt — lieber, als daß man ihn bricht."

„Ja, ja," nickte Frecho, vom Trinken abſetzend, ganz bedächtig, „zumal, wenn nichts dabei heraus ſchaut."

„Sieh, ſieh, Frecholein, du fängſt an, mich zu begreifen: — haſt dir alſo doch noch nicht allen Verſtand verſoffen. Alſo: da die Katholiſchen jetzt ihren Eidbruch gut machen können, indem ſie zu einem noch viel mehr katholiſchen Herrn zurücktreten oder aber den Eid zu Gunſten eines Glaubensgenoſſen halten dürfen, ſo treten ſie von uns zurück oder treten gar nicht zu uns über. Das iſt der Grund, warum alles von uns abfällt oder nicht mehr zu uns übergeht."

„Hm, mag ſein. Auch hab' ich übrigens noch keine Menſchen ſolche Hiebe hauen ſehen, wie dieſen Grafen Vitigis."

„Nu, da mußt du gute Augen haben. Denn du ſahſt ihn immer nur recht von ferne: — ſobald er anſprengte auf ſeinem Braunroß, warſt du ganz wo anders."

„Soll ſich — gieb mir die Keule des Hammels, haſt ſie ſchon halb aufgefreſſen!"

„Ja, und der Hammel des heiligen Amabilis hat mir Heiden nicht schlechter gemundet als dir.“

„Gieb her, sag' ich. — Soll sich ein rechtgläubiger Mensch von einem solchen elenden Ketzer über den Haufen reiten lassen? Man sagt, Wälläda, sein braunes Roß, habe ihm König Theoderich selbst geschenkt. Und es sei ein Höllenroß, das Alles niederrennt. Aber am Ende, wann der Gotenkönig zu sterben kommt, dann wird das Braunroß plötzlich zum Rappen, pocht mit dem rechten Vorderhuf an das Thor des Palastes in der Rabenstadt und holt den König ab in die Hölle, mit derem Wirth er diesen Vertrag geschlossen: Sieg im Leben, die Seele nach dem Tode der Hölle.“

Gero schüttelte den struppigen Kopf: „Das ist das Gerede deiner Geschorenen. Mit Wodan hat der Rabenkönig in der Rabenstadt den Bund geschlossen: „Sieg im Leben, dann Tod im Kampf und Aufstieg nach Walhall.“ Auch König Childirich, unseres Herrn Vater, soll, so sagen und raunen

unſere Alten, ſolchen Bund mit Wodan geſchloſſen und ein Siegesſchwert von Siegvater erhalten haben. Aber Niemand wiſſe, wo das verborgen liegt. Bei Wodan und Donar, — unſer Rothkopf könnt's jetzt dringlich brauchen! Aber er weiß, — das ſieht man! — offenbar nicht, wo's liegt. Und dann! Wird das Wodanſchwert dem Abgefallenen, dem Chriſtusdiener helfen? Allein," fuhr der Heide leiſer fort, ſich umſchauend, ob auch Niemand lauſche. „Man raunt noch ganz andere Dinge. Daß die Götter leben, glaubſt auch du mit den Geſchorenen."

„Sie leben. Aber ſie ſind . . . ſie brauchen's nicht zu hören, was ſie ſind" — und er flüſterte ihm in's Ohr —: „üble Wichte ſind ſie, Schädlinge."

„Du! Das will ich nicht gehört haben! — Alſo, Chlodovech iſt nur eines Meerwichts Sohn, doch König Theoderich des gewaltigen Donnergotts. Drum iſt er gar friedlich: denn der Bauerngott liebt nicht den Krieg, der die Aerndte zerſtampft. Lange

währt's, bis er, gezwungen, zum Schwerte greift. Dann aber fährt er in Götterzorn, dem nichts widersteht.

So soll schon vor Jahren unser Herr bei einer Zwiesprach mit dem Amalung den durch lose Reden: — die hat er an der Zunge, du weißt!"

„Ja, so leicht wie die Mordaxt in der Faust."

„So lang gereizt haben, bis es zum Kampf unter ihnen kam. Der Meroving vertraute dabei auf sein Erbtheil von dem Meerwicht: die Hornschuppenhaut — mit jenen Borsten, die ich selbst gesehn. Und lange blieb der Kampf unentschieden. Sie rangen zuletzt Mann an Mann. Da fuhr Herr Theoderich in Götterzorn: Feuerathem, Donars Erbe, blies er aus dem Munde, davor die Hornhaut unsres Herrn aus Niederland schmolz: Herr Theoderich zwang ihn: — der Einzige, der ihn je besiegt! — und schenkte ihm das Leben."

„Hm," meinte Frecho, aufstehend, „diese dumme Geschichte hättest du mir nicht erzählen sollen: — am

Abend vor der Schlacht. Ist ja nur falscher Heidenglaube! Aber ich hätt' es doch lieber nicht gehört. Da! Sauf noch den Rest Wein. Sieht all' aus wie Blut! Mir ist der Durst vergangen. Hör's, Gott Donar, ich . . . ich habe fein nichts Böses von dir gesagt."

XXXIX.

Am andern Tag ward die Entſcheidungsſchlacht in dieſem Krieg geſchlagen.

Chlodovech wollte, wie geſagt, mit ſeinem Heer und den hier erwarteten Trümmern des burgundiſchen den vereinten Oſt- und Weſt-Goten den Uebergang über die Iſère verwehren, auf deren Norduſer, nördlich von Valence, bei Romans, er lagerte. Er wurde bis zur Vernichtung geſchlagen.

Die Oſtgoten hatten, früher im Kampfe gegen Rom, nunmehr, ſeit dreißig Jahren in Italien in der Schule Roms, die überlegne römiſche Kriegführung kennen und nachbilden gelernt und ſich ſo eine Kriegskunſt angeeignet, die dann ſpäter nur durch die großen Feldherrn Beliſar und Narſes überboten ward.

Aber gegenüber den noch halb barbariſchen Franken, Burgunden, Alamannen war ſie weit mehr als ausreichend.

Herzog Ibba, ein ganz beſonders von dem großen König zu Ravenna ausgebildeter Feldherr, hatte nicht die Beſiegung, — die Vernichtung des feindlichen Heeres hatte er in's Auge gefaßt. Nach alter römiſcher Ueberlieferung plante er die zangenhafte Umfaſſung des Gegners von allen Seiten. Und vollſtändig hatte er dem Gegner die Vorbereitung dieſes Planes zu verbergen verſtanden, Dank der geheimen Mitwirkung der Anwohner, die nun hier dem rechtgläubigen Kirchenbeſchenker ſo befliſſen wie anderwärts Chlodovech dienten.

Die Schlacht begann am frühen Morgen des ſchwülen Sommertages.

Herzog Ibba eilte vorher den Fluß entlang an der Reihe ſeiner Krieger vorüber und befahl: „Betet! Betet zu dem Gott, an den ihr glaubt. Ihr heidniſchen Gepiden in unſrem Heere zu Wodan! Ihr

Christen zu Gott dem Vater, an den ihr Alle glaubt, mag der Sohn dem Vater wesensgleich oder nur ähnlich sein. Ihr alle aber, sehet und höret euren Feldherrn beten."

Er sprang vom Roß, warf sich auf beide Knie und rief zum Himmel auf: „Höre mich, du Gott, allmächtiger Herr des Himmels und der Erden, gieb der gerechten Sache den Sieg. Wir zogen aus, den Enkel unsers Königs, ein hilflos Kind, zu schützen vor dem Räuber seines Erbes. Tödte mich und zerschmettre mein Heer, wenn wir im Unrecht sind. Aber zerschmettre die Macht dieses Merovingen, wenn er ein Räuber und ein Mörder ist."

Dann sprang er auf, bestieg das Pferd und gab den Befehl zum Angriff.

Auf Flößen und watend versuchte das Mitteltreffen der Goten den Uebergang.

Erfolgreich wehrte Chlodovech diesen Angriff ab.

Vorsichtig hatte er auch diesmal eine Nachhut in seinem Rücken aufgestellt: aber diese ward nun sein

Verderben. Denn plötzlich erscholl von diesem Rückhalt her wildes, verzweiflungsloses Geschrei und in aufgelöster Flucht, vom Schrecken entschart, jagten seine Reiter, sein Fußvolk durcheinander gemischt, heran, seine eignen Reihen über den Haufen rennend. „Flieht! flieht!“ schrien sie, sinnlos vor Entsetzen. „Alles ist aus! Die Goten über uns! Aus dem Walde! Die Goten überall.“

Da erbleichte Chlodovech: „Was denn? was denn?“ schrie er. „Ist ja dumm. Das müssen die — endlich eintreffenden! — Burgunden sein. Wer kann in unserm Rücken . . .?“

„Graf Vitigis! Und Alles ist verloren!“ schrien die Flüchtigen und warfen die Waffen weg.

Und es war so.

Graf Vitigis hatte am Abend vor der Schlacht von den Umwohnern erkundet, daß eine nicht allzu weite Strecke Fluß aufwärts in einem Fischerdorf eine sehr beträchtliche Zahl von Nachen und Booten zu finden sei: er berichtete das dem Herzog, der ihn

ſofort — es war dunkel geworden — mit einer ſtarken und erleſenen Schar dorthin abſandte, mit dem Befehl, den Fluß dort in aller Stille zu überſchreiten, den Franken heimlich in den Rücken zu eilen, ſich den Morgen über in dem Walde hinter Romans verborgen zu halten und gegen Mittag, wann er das Getöſe der Schlacht vernehmen werde, die Feinde überraſchend von hinten anzugreifen.

So war's geſchehen.

Einen Blick warf Chlodovech noch nach vorn: da ſah er bereits das Mitteltreffen der Goten das rechte Ufer der Iſère erſteigen, nun nicht mehr abgewehrt von den Seinen, die, verwirrt durch das Geſchrei vom Rücken her, zugleich von vorn bedroht, nach beiden Flanken hin auseinander ſtoben.

„Hei," rief er zornig gegen die ſchwarzen, ſchwülen Gewitterwolken hinauf, „iſt das euer Dank, ihr Heiligen? — Der Sieg iſt hin, jetzt gilt's Leben und Heer retten. Hieher, Guntbert! Hieher, Anſovald! Zurück! Alles zurück! Wir müſſen dieſen Vitigis

über den Haufen rennen. Sonst sieht Keiner von uns die Heimath wieder. Zurück!"

Aber Graf Vitigis war nicht über den Haufen zu rennen.

Wie ein eherner Stachel traf er auf die entmuthigt und ordnungslos gegen ihn heranfluthenden Scharen, die Flüchtlingen viel ähnlicher als Angreifern waren.

Er selbst prallte mit Chlodovech zusammen, aber es kam nicht zum Waffenkampf: Wàllăda, des Goten herrlich Roß, allerdings König Theoderichs edles Geschenk, warf im Ansprengen den Gaul des Königs auf die Hinterbeine. Mit Mühe zogen die Gefolgen den schwer gequetschten Reiter unter dem Pferd hervor und retteten ihn aus der verlornen Schlacht: sein Heer war todt, wund, gefangen.

XL.

Chlodovechs Quetschwunden schmerzten so sehr und heilten so langsam, daß man, sobald er nur erst aus dem Bereiche der Verfolgung war, ihn vom Sattel hob, auf einen breiten, mit Kissen bedeckten Aerndte-Wagen legte und ihn, jedes Rütteln vermeidend, auf der alten guten Römerstraße im Schritte zurück fuhr.

So währte es geraume Zeit, bis er Paris erreichte.

Die Ostgoten, ihres großen Königs Geist und Auftrag gemäß, trugen den Krieg zunächst noch nicht in Feindesland: sie begnügten sich, das westgotische Gebiet von den feindlichen Besatzungen, die noch in manchen Städten und Castellen lagen, zu säubern, was ihnen fast überall gelang: der Burgunde erbat

und erhielt Friede, seine Mannschaften zogen unbehelligt ab.

Diese Aufgaben in Gallien löste Graf Vitigis, während Herzog Ibba nach Spanien ging, dort den Anmaßer Gesalich schlug, ihn — nach allerlei Abenteuern des Flüchtigen — vernichtete und für den Knaben Amalarich, den seine Getreuen mit der Mutter Theodogotho in das feste Saragossa gerettet hatten, im Namen des Großvaters eine vormundschaftliche Regentschaft einrichtete.

In grimmiger Laune, der Verzweiflung nahe, kam der Meroving, immer noch leidend, in sein Palatium zu Paris, das er mit so stolzen Hoffnungen verlassen hatte.

Bissig fuhr er, nachdem ihm Cautinus, der neben ihm gesessen, von dem Wagen geholfen hatte, Frau Hrothehild an, die ihn unter Thränen in die Arme schließen wollte.

„Was denn? Was denn? Was denn? Ist ja ganz dumm. Laß mich! Thust mir nur weh! Jetzt

heulst du! Hättest du lieber fleißig zu deinen Heiligen gebetet."

„Ich habe gebetet — Tag und Nacht! Mit Genovefa und . . ."

„Remigius, weiß schon! — Höre, ich bin sehr unzufrieden mit deinen Heiligen. Aber sehr! Herbere Hiebe hätt' ich auch als Heide nicht davon tragen können. Und wie hab' ich sie geschont und beschenkt! Bitter bereu' ich's. Ich habe große Lust, arianisch zu werden, wie der Tugendprediger zu Ravenna."

„Vielleicht," wandte da nachdrucksam Cautinus ein, der des Wunden stäter Begleiter und eifriger Pfleger gewesen und immer höher in dessen Gunst gestiegen war, „vielleicht, o Herr, hast du den Heiligen nicht in der rechten Weise gedient.

„Wäs denn? Bist doch sonst nicht dumm, Cautine. Soll ich vielleicht noch mehr schenken?"

Der Priester schüttelte den schwarzen Kopf und machte eine abwehrende Handbewegung: „Behüte! Darin hast du übergenug gethan. Im Gegentheil:

ich meine vielmehr, die so reich von dir Beschenkten sollten sich nun dankbar erweisen und dir in deiner Noth beispringen."

„Cautinus," rief der König, sich von dem Lager, auf das sie ihn in dem schattigen Garten des Palatiums gebettet, sich halb erhebend, „du bist der gescheuteste Mensch in meinem Reich und mein treuester Diener. Ich höre, mein Kanzler Leontius ist inzwischen gestorben: hier, nimm' meinen Ring: — du bist fortab mein Kanzler. Du taugst besser in meinen Palast als in einen Bischofsitz."

Wie funkelten die dunkeln Augen, als der Priester das Zeichen und Mittel höchster Amtsgewalt ergriff und eilig an den Finger steckte!

„Und ich glaube," fuhr er nach tiefer Verbeugung des Dankes fort, „ich glaube dir auch versprechen zu können, daß viele, ja vielleicht alle Bischöfe und Aebte dir von ihrem Reichthum spenden werden: — ich habe unterwegs viel darüber nachgedacht und, während du schliefest, über dreißig Briefe geschrieben . . "

„Wacker! Treu! Eifrig! wie Keiner! Remigius hat nur gebetet!“

„Denn ich wußte ja doch und weiß es: ſeit jenem Tag an der Iſère füllt meines ſtolzen Helden Hirn nur Ein Gedanke . . .“

„Rache!“ ſchrie Chlodovech ſo wild, daß die Königin heftig erſchrak. Er fuhr empor mit geballter Fauſt.

„Die Rache iſt mein,“ mahnte die Frau, „ich will vergelten, ſpricht der Herr!“

„Nein, bei Wodans Speer! Mein iſt dieſe Rache, mein ganz allein. Die ſoll Gott nur mir überlaſſen. Ich will, ich kann nicht mehr ruhen und raſten, bis ich die ungeheure Schmach abgeſpült habe mit dem Blut von ungezählten dieſer amaliſchen Hunde. Rache! Rache! Hört's, alle Geiſter, Götter und Dämonen: wer mir Rache ſchafft, der hat mich!“

„Hör' ihn nicht, Herr Chriſtus,“ jammerte die Gattin, „oder vergieb ihm. Er weiß nicht, was er ſpricht.“

„O ja, nur allzu gut. Und ich werde . . .! O

daß mein Vater den Mund ſchloß, bevor er noch das Eine Wort geſagt."

„Welches Wort?"

„Den Namen des einzigen Mannes, der da weiß, wo ſein Hort liegt und . . . das Siegesſchwert."

„Mein Gemahl! Du wirſt doch nicht die Waffe in die Hand nehmen, in die jener oberſte der Heidengötter ſeinen ſcheußlichen Zauber gelegt hat?"

„Wàs denn? Iſt ja dumm. O hätt' ich es ge habt das Siegesſchwert, gegen jenen Vitigis!"

„Herr König," unterbrach der neue Kanzler, „ich vertraue, du bedarfſt des Heidenſchwertes nicht: die Heiligen werden dir ihre Gunſt wieder zuwenden, wenn . . ."

„Wodurch hab' ich ſie verwirkt? Vielleicht durch die Gaben, die meinen ganzen Schatz erſchöpften?"

„Durch allzu große, ſträfliche Milde."

„Na, nun höre! Wàs denn?" ſtaunte der Merovingen. „Ich dächte doch . . ."

„Sträfliche Milde gegen die Ketzer und die Heiden in deinem Reich.“

„Aha,“ meinte Chlodovech, eifrig hörend. „Das klingt ſchon anders. Das mag ja ſein!“

„Es iſt ſo! Sehr zahlreich ſind die Ketzerſecten der frechen Monophyſiten und Monotheliſten auch hier, in deiner Königſtadt Paris, die vor deinen Ohren Chriſtus läſtern, indem ſie ihm nur Eine Natur und nur Einen Willen beilegen.“

„Ja, weißt du, lieber Kanzler,“ meinte Chlodovech kopfſchüttelnd, „das ſind recht ſchwer zu denkende, ſpitzige, kitzliche Sachen.“

„Sie ſollen nicht denken, glauben ſollen ſie, was die Väter der Kirche lehren. Und vor Allem: — es ſind ſteinreiche Leute darunter: Kaufherrn, aus Griechenland, Syrer, getaufte Juden.“

„Hm, das iſt freilich ganz was Andres. Denen könnte man ja . . .“

„Ohne Zweifel. Und zwar von Rechtswegen. Es ſind ausſchließend Römer, leben alſo nach römiſchem

Recht: wohlan: dies Recht bedroht die Ketzerei mit Gütereinziehung."

„O Cautine, dich mach' ich auch noch zum Reichsschatzmeister. Morgen schon nehmen wir ihnen Alles."

„Geht nicht so rasch. Erst muß doch diese Lehre auch in deinem Reich als Irrlehre feierlich erklärt sein."

„Was denn! Ich erkäre sie dafür, — auf dem Fleck, hier, — eh' ich den Becher da leer trinke."

„Du kennst sie ja nicht," lächelte der Kanzler. „Auch kann das nur die Kirche. Deßhalb — und noch aus andern Gründen! — mußt du — hör' es, Herr König — ein Concil berufen."

„Meinetwegen!"

„Dies Concil eröffnest du selbst: du findest dort alle Bischöfe deines Reiches beisammen und kannst sie so am bequemsten — und mündlich eindringlicher als durch Briefe — um Geldspenden angehn."

„Vortrefflich! Ja wohl! Und sagen sie nein, sperr' ich sie Alle ein: — auf Einen Griff."

„Du wirſt," mahnte die Frau, „nichts gegen Remigius . . ."

„Was denn?" erwiderte Chlodovech giftig. „Der? Der hat mir im Leben nichts gegeben als gute Lehren: — noch nie einen guten Rath wie dieſer Cautinus da."

„Allein," fuhr dieſer fort, „die Verfolgung jener Ketzer allein wird dir die Huld der Heiligen nicht wieder zuwenden und deinen Schatz nicht füllen."

„Nun, was noch? Raſch heraus damit. Ich brauche viel Geld, ſehr viel. Wie meine Kriegsvorräthe, meine Waffen, liegen viele Tauſend meiner Heermänner auf dem Felde von Romans. Meine Franken allein bringen kein Heer mehr auf, das der Uebermacht jener Verbündeten gewachſen wäre: denn auch der treuloſe Gundobad wird's nun gewiß mit ihnen halten. Ich muß Söldner werben: Friſen, Sachſen, Thüringe!"

„Das ſind Heiden," rief Hrothehild entſetzt.

„Meinethalben Teufel, wenn ſie nur fechten. Aber das koſtet Geld."

„Wohlan, so nimm auch jenen ihre Güter, die du, — wie die Ketzer, — all' diese Zeit ihren freveln Götzendienst hast treiben lassen."

„Was denn? Wen meinst du?"

„Die Heiden!" fuhr der Kanzler grimmig heraus: seine Augen blitzten unheimlich: er kniff den schmalen, bartlosen Mund zusammen.

„Die Heiden?" erwiderte Chlodovech, fast erschrocken. „Nein, das geht nicht. Das ... das thu' ich nicht. Wenigstens nicht, so lange sie lebt ..." fügte er vorsichtig hinzu.

„Wer?"

„Meine Mutter!"

„Und warum geht das nicht?" forschte Cautinus ungehalten.

Da mischte sich die Königin in das Gespräch: „Weil mein Chlodovech ein all' zu zartes Gewissen hat."

Erstaunt richtete der sich auf und sah sie groß an: „Was denn? Nicht daß ich wüßte!" meinte er.

„Ja, in andren Dingen freilich — leider! — oft

nicht. Aber an diesem Einen thörigen Eide hängt er mit unbeugsamem Eigensinn."

„An welchem Eid?"

„Er hat seinem sterbenden Vater vor den Ohren der Mutter geschworen, die Heiden nie zu verfolgen, ihren Götzendienst zu dulden."

„Was?" rief Cautinus wild. „Wie? — Dieser Eid ist Sünde! Ist nicht bindend. Sünde war es, ihn zu schwören, Sünde ist es, ihn zu halten. Pflicht, zur Rettung deiner Seele, ist es, ihn zu brechen. Du bist ein Sohn der Kirche, du hast die Macht, diese Gräuel zu vertilgen: so versündigest du dich durch deine Duldung gegen deine Mutter."

„Was denn?" fragte Chlodovech ganz verdutzt. „Meine Mutter? — Die ist ja selbst Heidin und aller Heiden Haupt."

„Deine wahre Mutter, die Mutter deiner Seele, ist die heilige Kirche. Was will dagegen die fleischliche Mutter bedeuten, die dich — in Sünden! —

empfangen und geboren hat? Wage nicht, beide zu vergleichen. Jener Eid iſt ein Nichts."

„Nein, nein! Das ſag' du nicht," erwiderte der hart Bedrängte. „Denk' ich an jenes Sterbelager, ſeh' ich die brechenden Augen des Vaters auf mir ruhen, hör' ich ſeine furchtbar ernſt mahnende Stimme: — dann überläuft mich's kalt. Nein! Dieſen Eid breche ich nicht! Ich fürchte nichts auf Erden: — auch nicht dieſe verfluchten Ibba und Vitigis!" — er ballte die Fauſt — „aber in Frau Baſinas Augen ſehn, nachdem ich jenen Schwur gebrochen, — nein! Warte bis ſie todt iſt."

„Gut. Ich kann's erwarten," ſprach der Kanzler achſelzuckend. „Nicht mir zürnen die Heiligen. Nicht ich will ihre Gunſt wieder gewinnen. Nicht ich brauche Geld zum Kriege. Nicht ich habe gerufen: Rache, Rache!"

„Bei'm Satan, Menſch," ſchrie Chlodovech, „reize mich nicht!" Er ſchlug mit der Fauſt auf den runden Erztiſch, der vor ihm ſtand, daß der Wein hoch aus dem Becher ſpritzte.

Aber jener fuhr ganz ruhig fort: „Dann kannſt du dir auch das ganze Concil erſparen. Das Geld jener Ketzer reicht doch bei weitem nicht aus: du brauchſt die Habe, das Grundeigen, der vielen Heiden, die deinem Banne ſicher nicht gehorchen würden.

Und wenn du den Götzendienſt duldeſt, kann ich es nicht übernehmen, die Biſchöfe um Geld für dich anzugehen. Verſtatte, o Herr, daß ich mich in die Capelle zurückziehe und zu den Heiligen für dich bete.“

„Was denn? Um was?“

„Um Erleuchtung deines verdunkelten Sinnes, Erweichung deiner Verſtockung, Vergebung deiner ſündhaften Duldung des Götzendienſtes. Aber ich fürchte, — das vergeben ſie nicht!“

Nach tiefer Verbeugung ging er langſam, feierlichen Schrittes, aus dem Garten.

Unwirſch ſah ihm der König nach: „Sie ſind doch darin alle gleich, dieſe Prieſter, die ſchlauen wie die dummen, die hageren wie die dicken, die Weltlinge wie die Heiligen unter ihnen: für Alles, was ſie

durchſetzen wollen, finden ſie ein gottſelig Wörtlein. Aber ich gebe nicht nach: — noch lange nicht. Ich ſetze jetzt all' mein Hoffen auf einen Andern."

„Auf Gott, mein Gatte?"

„Was denn? Der hat mich ja im Stich gelaſſen! Nein: auf Kaiſer Anaſtaſius in Byzanz. Der hat mir verſprochen, die Oſtgoten in Italien zur See anzugreifen: das hat er auch offenbar gethan: ſonſt wäre die verhaßte blaue Fahne viel früher in Gallien aufgetaucht. Alſo wird er wohl auch ſein zweites Wort halten, mir, falls ich die Weſtgoten anfalle, dreitauſend Pfund Gold Hilfsgelder zu ſenden.

Unterwegs traf mich ein Bote mit der Nachricht, Geſandte des Kaiſers an mich ſeien eingetroffen im Hafen von Marſeille: ſie führen, hieß es, eine mächtige Truhe mit. Iſt die gefüllt mit jenem Golde, ſo brauch' ich meine Herrn Biſchöfe nicht anzugehen und meinen Eid nicht zu brechen."

XLI.

Wenige Tage darauf ließ der König seine Gattin und den Kanzler, der sich seit jener Unterredung nach Kräften zurückgehalten hatte, zu sich entbieten. Sie fanden ihn in zorniger Stimmung, wie seit der Niederlage an der Isère fast immer.

„Was denn?“ fauchte er beiden entgegen. „Dieser Imperator! Dieser Lügenkaiser! Dieser Wortbrecher! Da soll man noch einen Glauben an die Menschheit haben! Auf die Menschen ist so wenig Verlaß wie auf die — verschiedenen! — Götter. Wißt ihr, was in der großmächtigen Kiste war? Eben haben sie diese rückenbeugenden Byzantiner vor meinen Augen geöffnet: ein Rock und ein Brief!“

„Ist wenig!“ meinte der Kanzler spöttisch. „Da wird doch das Concil helfen müssen,“ flüsterte er der Königin zu.

„Was für ein Rock?“ fragte dieſe erſtaunt.

„Ja, und was für ein Brief zumal?“ forſchte der Kanzler.

„Der Rock? Da liegt er — irgendwo — dort, in die Ecke hab' ich ihn geworfen! — Das iſt nämlich eine „Chlamys“, ſagten die dienernden Geſandten: eine Chlamys wie ſie der römiſche Conſul trägt. Und der Kaiſer ſchicke mir den langen Rock mit den übrigen Abzeichen der conſulariſchen Würde. Iſt ja dumm! Aber gleichwohl! Man muß auch kleine Mittel brauchen.

Morgen reite ich durch die Straßen von Paris, mit dieſer „Chlamys“ da behangen, Goldmünzen ausſtreuend unter das Volk: das ſei römiſcher Brauch, erklärten die Geſandten, — die dazu erforderlichen Goldſtücke haben ſie leider nicht mitgebracht! — Aber es kann nicht ſchaden, glauben meine römiſchen Unterthanen, es ſei mit Zuſtimmung des Kaiſers, daß ich ihnen römiſche Steuern abfordere.

Hei! Wenig wahrlich haben wir ſeit vier

Menſchenaltern, ſeit dem Urahn Merovech, die Kaiſer gefragt, ob es ſie freue, daß wir uns in dieſem ſchönen Lande ausbreiten.“

„Aber der Brief?“ mahnte der Kanzler.

„Was denn? Ah ja. Da hab ich ihn im Zorn in die andere Ecke geworfen. Danke, Cautine. Nun hört, wie man nur ſo lügen kann! Er ſchreibt, er wünſche mir Glück zu meinen — „anfänglichen“ — Erfolgen: als Anerkennung dieſer ſchicke er mir jenen goldgeſtickten Rock. Aber das verſprochene Gold ſei er mir nicht ſchuldig, da ich ja den Krieg nicht bis zur Vernichtung der Feinde fortgeführt habe, ſondern geſchlagen worden ſei! Im Gegentheil! Er habe — nach römiſchem Recht der „Societas“ — Wodan weiß, was für ein Ding das iſt! — eine „Schadenserſatz-forderung“ gegen mich, weil er bei dem Angriff ſeiner Flotte auf die gotiſchen Häfen in Italien, den er nur mir zu Liebe — es iſt doch ſtark, wenn ein Herrſcher ſo lügt! So was ſollte doch nicht ſein! — unternommen, ſchwere Verluſte erlitten habe. Der

verfluchte Friedens-König hat ihn nämlich überall zurückgeſchlagen! Seine Schiffe haben gar nicht landen können. Der Seegraf von Neapel — Totila heißt er — und Graf Teja von Tarent haben ſie in die Flucht gejagt. Ei, mich freut's, nachdem mir ſein Sieg doch nichts mehr geholfen hätte."

Da ward der Vorhang haſtig aufgeriſſen.

„Was iſt, Anſovald? Was bringſt du? Schon zurück von der Gränze? Du ſollteſt ja mit dieſem Vitigis um Waffenruhe verhandeln! Ich muß Zeit gewinnen, bis ich Gold, Söldner, Waffen, das heißt: immer wieder Gold ... Was iſt mit dem Waffenſtillſtand?"

„Nichts iſt damit. Die Goten verlangen, weil ſie die Gefährlichkeit — wie ſie ſagen — merovingiſcher Nachbarſchaft erkannt, du ſolleſt, um ihre Beſitzungen ſicher zu ſtellen, dein ganzes Gränzland im Südweſten, alles, was du ſeit deines Vaters Tod hier erworben, abtreten an — Gundobad von Burgund, der ſich ihnen auf das Engſte verbündet hat."

„Wàs denn? Dieſe Hunde! Was haſt du erwidert?“

„Ich wies die Schmach mit Stolz zurück. Aber . . .“

„Nun, was aber?“

„Da befahl Graf Vitigis — vor meinen Ohren — daß ſechzig Tauſendſchaften Goten und zwanzig Tauſend Burgunden ſofort gegen unſere Gränzen aufbrechen ſollten. Jetzt wahre dich, Herr König! Jetzt gilt es nicht mehr Eroberung und Ruhm, — jetzt gilt es fechten für dein Haupt und Leben!“

„Ja wohl,“ rief Chlodovech. „Wahr ſprichſt du. Und ich habe kein Heer! Keine Waffen! Und kein Geld! Kanzler, berufe ſofort das Concil. Schaffe Geld, Geld um jeden Preis!“

„Und die Ketzer?“

„Nieder mit ihnen!“

„Und . . . und die Heiden?“

„Ich gebe ſie dir Preis! Nur Geld, Geld, raſch, viel! Und Waffen! Und ein Heer!“

XLII.

Alsbald tagte zu Orléans — einer der neu eroberten Städte, die von den Franken nicht geräumt worden waren — ein Concil von mehr als dreißig Biſchöfen.

Der König ſelbſt eröffnete es, verließ aber alsdann die Verſammlung.

In dem vorletzten der einunddreißig Canones ward jeder heidniſcher Aberglaube — Weisſagung und ähnliches — bei Strafe der Ausſchließung aus der Kirche verboten. Der König verpflichtete ſich, durch den weltlichen Arm den Gehorſam gegenüber den Geboten der Kirche zu erzwingen: Cautinus und Theoplaſtus, bei dem Uebertritt Gundobads zu Chlodovechs Feinden abermals aus Genf geflüchtet, von Chlodovech aufgenommen und zum Biſchof von Cambrai ernannt,

waren die geiſtigen Beherrſcher der Verſammlung: Remigius, der dringend von jeder Verfolgung der Heiden und Ketzer abgerathen hatte, lag krank zu Rheims.

Als der Kanzler dem König die Abſchrift der gefaßten Beſchlüſſe überbrachte, durchflog ſie der höchſt gleichgültig, ja ungeduldig und ungehalten. „Was denn?“ meinte er. „Aſylrecht ... geiſtliche Weihen ... Kirchenvermögen. Schon recht, ſchon recht. Aber ... Ei, was ſeh' ich da? Canon ſieben! Die Geiſtlichen ſollen von mir keine Gaben verlangen dürfen ohne Erlaubniß des Biſchofs bei Enthebung vom Amt und Excommunication? Schwillt den Herrn Biſchöfen ſchon ſo hoch der Kamm?“

„Herr König, der Schatz iſt leer. Widerſtrebe nicht den Einzigen, die ihn dir füllen können!“

„Nun, beim lodernden ...! Na, bei irgend wem oder was. Sei's drum!

Aha hier die Ketzer: Canon zehn, Aufnahme der bisher arianiſchen Prieſter: meinetwegen! Büßer ...

Eheverbote ... Mönche ... Was denn? Ist ja Alles ... ganz ... gleichgültig. Da! Nun kommt's aber! Canon sechsunddreißig! Was? Weiter nichts? Nur Excommunication für ein par heidnische Gebräuche? Keine Einziehung des Vermögens bei Ketzern und Heiden? Ja, wie soll ich denn da zu Gelde kommen?"

„Herr, es war noch nicht mehr zu erreichen."

„Wofür bist du Kanzler? Und ich König?"

Cautinus zuckte die Achseln. „Du wirst noch lernen, — oder die nach dir kommen — daß man die Kirche nicht herum befehligen kann wie ein Reitergeschwader. Sie, das heißt die Bischöfe, konnten — offen — nicht weiter gehn. Remigius zu Rheims, Avitus zu Vienne, Caesarius zu Arles, ... sie Alle würden sich an den heiligen Vater Symmachus zu Rom gewendet und sich verwahrt haben gegen Gewalt wider Ketzer und Heiden. Bedenke, die Heiden werden Widerstand leisten, Blut wird fließen: die Kirche aber dürstet nicht nach Blut."

„Aber ſtark nach Gold und Land,“ grollte der König.

„Die Biſchöfe wollen ſolche Schuld nicht auf ſich nehmen. Remigius und ſeine zahlreichen Anhänger richteten einen Brief an das Concil, der mit den Worten Tertullians ſchloß: „der Glaube darf nicht aufgezwungen, freiwillig muß er angenommen werden!“

Grimmig ſchleuderte Chlodovech die Acten des Concils auf den Eſtrich. „Die Schwachköpfe! Bei Donars Strahl! Wozu dann die ganze geiſtliche Heerſchau? Hei, auf meinem Märzfeld müſſen die Kerle gehorchen!“

„Auch nicht immer,“ lächelte der Kanzler boshaft. „Denk' an den Krug von Poitiers.“

Wild fuhr der Merovinger auf: „Hüte dich! Du weißt wie jenem Frechling geſchah.“

„Beruhige dich, Herr. Die Biſchöfe haben ſich ſchon — auf meine unabläſſigen Bemühungen — bereit erklärt . . .“

„Wozu? Bin neugierig! Wàs denn?“

„Sie wollen dir auf feinere Weiſe, mit leiſeren Schritten, wie wir's lieben, — nicht ſo gerade zu! — helfen: ſie wollen dir zur Abwehr der feindlichen Ketzer an der Gränze aus dem Patrimonium der Heiligen leihen.“

„Leihen? Wàs denn?“ lachte Chlodovech. „Ich zurückzahlen? Iſt ja . . .“

„Aber das reicht nicht. An Grundeigen und Fahrhabe der Ketzer und Heiden kommſt du nicht durch die Kirche allein: nur zuſammen durch die Kirche und . . .“

„Und wen?“

„Durch mich, deinen Kanzler.“

Chlodovech blies vor ſich hin. „Puh! Wàs denn? Da bleibt unterwegs Viel in deinen Taſchen ſtecken. Weiß ſchon! Haſt wieder Schulden wie der Jagd-Hund Flöh'“.

Lachend erwiderte der Schwarze: „Was thäteſt du mit einem unſchuldigen Kanzler!“

„Ah, gut gesagt," lachte der Merovinq. „So was mag ich leiden. Also — was forderst du?"

„Unbeschränkte Vollmacht gegen Ketzer und Heiden. Das Concil wird — mündlich, bei'm Schluß — von dir verlangen, daß du Untersuchung über Zahl und Treiben der Ketzer und Heiden in deinem Reiche vornehmen lässest, „mit erforderlichen Maßregeln" von Fall zu Fall."

„Ah," lachte Chlodovech vor sich hin. „Daran erkenne ich die Sprache eurer Priester. — So fein und dehnbar redet sonst kein Mensch. — Alles kann man daraus machen. Das hat Theoplastus vorgeschlagen oder du."

„Wir beide. Jene Untersuchung, diese erforderlichen Maßregeln . . ."

„Ein trefflich Wort," wiederholte der König bewundernd.

„Ueberträgst du mir — mit unbeschränkter Vollmacht des Vollzugs: — zunächst verhäng' ich Haft in Klöstern für weitere Untersuchung: —

und ich ſtehe dir dafür, wo ich ſuche, Frevel oder Geld ... —"

„Da wirſt du etwas finden! Gewiß! Mach dich ans Werk. Raſch! Ohne Schonung. Ich gebe dir hiermit dafür meinen Königsbann."

„Urkundlich, muß ich bitten. Und dazu Gero und Frecho. Und hundert berittene Speerträger."

„Nimm ſie. Ich laſſe die Vollmacht aufſetzen. An's Werk!" Er eilte hinaus.

„Ja, an's Werk! Endlich!" ſprach der Kanzler und drückte die Hand an's hochklopfende Herz.

XLIII.

Wenige Wochen darauf wandelten in dem Wodans-Hain in Toxandria unter den uralten Eschen Basina, Guntbert und Bertrada in langem, tiefernstem Gespräch.

Es war düster in dem dicht bestandnen Hain, in dem niemals Menschenhand einen der dem Gotte geweihten Baumriesen fällen durfte: morsch geworden fielen sie von selbst dem Athem ihres Gottes, der im Sturmwind wider sie fuhr; und ihr vom Winde vertragener Same hatte seit unvordenklicher Vorzeit ohne Nachpflanzung durch Menschenhand für reich ausgiebigen Nachwuchs gesorgt.

Ungefähr in der Mitte des weiten Waldes ragte der mächtigste dieser starken Stämme: schon Julian

und Merovech-Serapio hatten dieſe Wipfel rauſchen hören. Am Fuße des Stammes war aus rohen Felsſtücken der ſchlichte Altar aufgeſchichtet, der ein par eherne Opferkrüge trug: ſtets erneute Kranzgewinde ſchmückten ſie, ſo lang das Jahr friſches Grün gewährte.

Wagrecht ragte aus dem dichten Geäſt des mittleren Stammes, im Frieden hier verwahrt, die Fahne des toxandriſchen Gaues, dunkelgrün, mit einem eingewirkten, braunflügeligen Adler, Wodans heiligem Vogel: ſtolz ſpreitete er die Schwingen.

Bis über Manneshöhe war der Stamm rings umkleidet mit ehernen Schilden, die mit dem Feldzeichen zugleich abgeholt wurden, ging es in Krieg.

Mancher Aſt des heiligen Baumes war umſchlungen von goldenen, ſilbernen, ehernen Reifen: — Gaben des Dankes, Gelübdeſpenden für erfüllte Wünſche, für erhörte Gebete.

Zwei zahme Wölfe kauerten an den aus der Erde ragenden Wurzeln: ſo oft die Prieſterin im

Wandeln vorüber kam, ſprangen ſie auf und begrüßten ſie eifrig.

Feierliche Schauer höchſten Ernſtes webten durch den ſchweigenden Wald, in dem um dieſe Stunde — Sonnenuntergang — auch alle Thierſtimmen verſtummt waren.

Nur zwei Raben kreiſten, heiſer krächzend, wie Unheil kündend, um den hohen Wipfel.

Und das Düſtere der Stimmung in dem ungeheuren, nie von manneshohem Unterholz und Geſträuch gelichteten Urwald ward nicht gemildert, eher unheimlich geſteigert durch das einzige Licht, das dieſe Wirrniß von dicht gedrängten Stämmen, von dunkelblättrigem Gebüſch durchdrang: es war ein blutroth Licht, das Licht der Herbſtſonne, die in dem Strom im Weſten erloſch, wie mit Scheiterhaufen-Flammen, und faſt wagrecht ihre Strahlen bis in die Mitte des Haines leuchten ließ: die blanken Schilde des Stammes warfen wie Spiegel ſo grell das Licht zurück. Bertrada erſchrak, als ſie an dem Wodans-

baume vorüber ſchritt: „Der Stamm blutet: — ſchaut hin! — es iſt die ganze Rinde wie von Blut überſtrömt.“

„Nein, es iſt Frau Sunnas ſchlimmſter Scheidegruß,“ ſprach die Prieſterin. „Es iſt nicht Blut: aber es verkündet Blut.“

„Noch mehr Blut alſo!“ ſprach Guntbert finſter. Aller Sonnenſchein war von dem ſonſt ſo frohen, offnen Antlitz gewichen. „Schon vieles iſt gefloſſen.“

„Fahre fort,“ ſprach Baſina, in deren von jeher ſtrenge Züge die letzten Zeiten noch tiefere Furchen gegraben hatten: unheimlich leuchteten die grauen Augen, wann ſie die langen, meiſt geſenkten Wimpern hob. „Du haſt mir nur von dem Anfang der Ausführung jenes ſchrecklichen Auftrags berichtet. Gingen die Frevel gegen Götter und Menſchen noch weiter?“

„Viel weiter, ſo hat Guntbert mir erzählt,“ antwortete Bertrada, erſchauernd.

„Ja, ja,“ beſtätigte er; „anfangs hatte ich nur dunkles Gerede vernommen von unſern Nachbarn,

den Fiſchern, die ihren Fang zu dem großen Feſt der lieben Frau Berchta hatten bringen wollen, das zur Zeit der beginnenden Aerndte ſeit grauer Vorzeit gefeiert wird am Mallus unſerer Hundertſchaft. Beſtürzt, ohne faſſen und begreifen zu können, kehrten ſie mit gefüllten Lägeln zurück: das Feſt ſei verboten, habe der Centenar traurig verkündet, bei Todesſtrafe. Ein Miſſus aus Paris hab' es verkündet. Ich ward nicht klug aus den verwirrten Leuten. Aber geſtern kam ein Kaufmann, ein Jude aus Paris, Simon, ein kluger und gerechter Mann, der viele Jahre ſchon bei unſrer Furt den Fluß überſchreitet und mit ein par Knechten ſeine Handelswaren auf dem alten Rücken hinüber trägt zu den Bätävern und Hatuariern und dabei ſtets in unſrer Halle gaſtet und raſtet. Der erzählte uns Alles genau: — der iſt ein andrer Zeuge als unſre guten Lachsfiſcher!" —

„Was bezeugt er gegen — gegen den Sohn Childirichs?"

„Ein Prieſter und Berather des Königs — den Namen wußt' er nicht — ein ſchwarzer, hagrer . . ."

„Es iſt Cautinus," ſprach Bertrada, leiſe bebend.

„Durchzieht mit einer gewaffneten Schar die Gaue, prüft, ob Verehrer der alten Götter zahlreich ſind, vernimmt ſie, ob ſie opfern, ob ſie die alten Feſte feiern, ergreift die Prieſter, auch wohl Frauen und Kinder eifriger Opferer und läßt ſie in die nächſten Klöſter bringen, ſie dort zum wahren Glauben zu erziehen."

„O Childirich," ſtöhnte Baſina, die Augen zum Himmel erhebend.

„Aber es wird noch ärger getrieben. Reichen Leuten nehmen ſie Gold und Silber. Simon bangt ſchwer um die Solidi, die er verſteckt in ſeinen Schuhen trägt! — Auch das Land der Heiden verzeichnen ſie für den König zur Einziehung und . . . das Schlimmſte . . ."

„Nun? Ich kann bald Alles hören."

„Manchenorts haben ſie Hand an die Weihthümer gelegt.“

„Und mein Sohn — der Herr König — weiß das?“

„Er hat's befohlen! — So haben ſie den Donartempel in dem Weſtra-Gau verbrannt, die Prieſter, die ihn ſchützen wollten, erſchlagen.“

„Hör's, Chilbirich!“ ſeufzte Baſina.

„An dem Quellfeſt der Walküre Gertrud, dort auf dem ſchönen Wieſenanger zu Nivelle, führten die bekränzten Jungfrauen ihren Reihen . . .“

„O das iſt lieblich!“ rief Frau Bertrada. „Gern gedenk' ich's, wie ich ſelber dort, den Kranz der blauen Glockenblumen in dem Haar, Blüthen in den ſilberklaren Quell warf, der ſie — mit meinen Wünſchen — weiter trug. Die jüngſte ſchöpft dann mit geweihter Schale den heiligen Urſprink, wo er aus dem moſigen Felsſtein quillt und ſprengt dreimal das klare Naß über die Häupter der ſie im Kreis umſchwebenden hin. Der Reinheit Sinnbild iſt der klare Brunnen.“

„Beſudelt haben ihn, ekelhaft beſudelt," rief Guntbert, „die Mönche, die ſich der gewaffneten Schar angeſchloſſen, die vor wenigen Tagen die Opfernden überfielen; ein Prieſter ward erſchlagen, die Jungfrauen wurden von den Kriegern fortgeſchleppt, um — nach mancher Mißhandlung! — in die Klöſter vertheilt zu werden: dort ſollen ſie ſo lange feſt gehalten und unterwieſen werden, bis ſie den Göttern abſchwören und die Taufe nehmen."

„Hörſt du's, Childirich?" wiederholte Baſina und hob die Rechte gen Himmel. „Gedulde dich nur noch kurz. Ich komme!"

„Und darum, Frau Königin, mahn' ich heute dringender als je: geh' mit uns! — Nach drei Nächten brechen wir auf: ſchon hab ich von einem Geſippen in unſrem Thüringland an der raſchen Unſtrut Land genug erworben, uns alle reich zu nähren: — verlaß mit uns dies Reich, wo ſolche Greuel gegen die Götter geſchehen."

Sie ſchüttelte das ſilberweiße Haupt. „Nein. Mein Sohn . . .“

„O verlaß auch ihn,“ drängte Bertrada. „Du haſt ihn längſt verloren. Wüßteſt du, was Guntbert mit Schaudern mir von ihm erzählt! — Aber nie, nie ſollſt du's erfahren. Denk', er ſei todt.“

Da richtete ſich die Gewaltige hoch empor. „O läge er todt! Er lebt aber. Das eben iſt's. Er lebt und — frevelt gegen Götter und Menſchen. Und ich — ich bin Childirichs Weib. Allzulang hab' ich gezögert. — Höre, Guntbert, viel Getreuer. Oft und oft hab' ich dein Erbieten abgewieſen, mir mit Gewalt den Ausgang aus dieſem Hain, — dem weiten Kerker, darein mein Sohn mich gebannt, — zu bahnen: ich durfte dich nicht den Bann des Rachſüchtigen brechen laſſen. Jetzt aber, da du alsbald vor ſeinem Zorn geſichert biſt, jetzt,. — da heilige Pflicht, Wort und Schwur mich zwingen, — jetzt bitt' ich dich, bevor ihr von dannen zieht, hilf mir mit Liſt oder Gewalt entkommen: ich brauche nur

ein raſches Roß. Willſt du mir helfen? Es gilt einen Eid!“

„Gewiß, Frau Königin. Aber du biſt erſchüttert, erſchöpft von dieſen Schreckenskunden: komm in das Frauenhaus neben dem Weichthum — ſetze dich, lege dich! du wankſt! — dort wollen wir den Plan der Flucht bereden.“

XLIV.

Während dieſer Unterredungen waren drüben in dem Gehöft Guntberts die beiden Kinder ämſig beſchäftigt.

Guntwalt, zu einem kräftigen Knaben herangewachſen, ſchoß mit des Vaters Bogen, den er nun führen durfte, auf dem weiten Raum vor den Hausſtufen auf eine manneshohe, aber ſchmale, nicht mannesbreite Scheibe, an deren oberen Ende in rohen Strichen mit Kohle ein Manneshaupt gemalt war: auf fünfzig Schritt fehlte er nie die Scheibe, faſt nie das Haupt.

„Wieder getroffen! Gerade in die Stirn! Da ſchau' her!“ rief er die Stufen hinan der Schweſter zu, die Speiſen und Geſchirr für den einfachen Abendſchmaus aus dem Hauſe trug und zierlich auf

dem glatten, weißen Ahorntisch auf der obersten Stufe nebeneinander reihte; das bildschöne Kind neigte sich anmuthig, auf den rechten Arm gestützt, über die geschnitzte Brüstung der Balustrade hinab, die Augen vor dem grell einfallenden Licht der Sonne schützend mit der vorgehaltenen Rückseite der Linken.

„Ja, Brüderlein," nickte sie. „Der Vater meinte gestern, du triffst schon fast so sicher wie er. Und das war gut für mich neulich, da mich die zwei hungrigen Wölfe vom Beerensammeln im Scheldewald aufscheuchten und bis an die Hofwere verfolgten: du ersahst es von der Hausthür aus, zweimal schwirrte die Sehne: hart an mir vorbei zischten die Pfeile, aber sicher traf jeder sein Unthier."

„Damals schlug mir das Herz gar heiß: — das ist schlimm für den Schuß! — denn von links und rechts umsprangen dich schon dicht die beiden. — Ich habe Hunger, kämen die Aeltern doch bald."

„Ja, es wird nun auch gleich dunkel. Wo sind die Knechte?"

„Im Wald. Alle ſind ſie fort, bei'm Reuden. Was haſt du denn da in den Schüſſeln? Es iſt doch von dem Hirſch noch was da?“

„Viel! Und ſieh hier: den Lachs aus dem Strom, der ſich heut an der Grundangel gefangen. Und Milch und Käſe. Horch! Die Angel des Seitenpförtleins hat geknarrt. Das können nicht die Aeltern ſein.“

„Nein! Schau, da kommt ein Fremder. Ganz ſchwarz iſt ſein Gewand.“

„Wer mag das ſein?“

„Der Vater ſagte mal, . . . — doch nein! Was ſuchte ein Geſchorener bei uns?“

Er legte Bogen und Köcher ab, und ging dem Ankömmling entgegen, der ganz langſam und geräuſchlos heran kam, von Weitem den Kindern mit den Fingern der Rechten zuwinkend.

„Willkommen in unſerer Were, guter Gaſt,“ ſprach Guntwalt, „raſte hier redlich und ſcheide unſchädlich.“

„Gut kennſt du — ſo jung noch! — Knabe, ſchon die alten Sprüche,“ nickte der Fremde.

„Die wies der wandernde Wodan, der Gott der Gaſtung, unſern Ahnen.“

„So, ſo! . . . Alſo ich bin hier recht im Hofe Gnntberts, Guntfrieds Sohn? Das da drüben — die finſtern hohen Bäume, das iſt wohl . . .?“

„Wodans heiliger Eſchenhain.“

„Wo iſt der Vater?“

„Drüben im Hain.“

„So, ſo. Aber,“ raſch ſtieß er das hervor — „die Mutter — ſie iſt wohl im Haus dort?“ Funkelnden Auges machte er ein par Schritte gegen die Stufen.

„Nein,“ erwiderte das Mädchen, etwas zurückweichend, „ſie iſt auch dort: bei der großen Frau Königin weilen ſie beide.“

„Ah ſo! — Sie ſind wohl häufig dort? Auch zu opfern?“

„Gewiß, ſo oft es Sitte.“

„Nun, ich werde ſie erwarten," ſprach er mit einem Blicke rückwärts nach der Seitenthür, aus welcher er gekommen war. „Vergönnt, daß ich mich zu euch ſetze, zu dir vor Allem, du zauberſchönes Mädchen. Heißeſt du auch Bertrada?"

„Nein, Theoda!" „Er kennt der Mutter Namen," dachte das Kind ängſtlich und wich noch ſcheuer zurück, wie er, nun die Stufen erſteigend, den Arm nach ihr ausſtreckte.

Im Augenblick ſtand der Bruder, über die Stufen in zwei Sätzen fliegend, an ihrer Seite. Der Gaſt ließ ſich in den Hochſitz nieder.

„Hier magſt du raſten," ſprach Guntwalt, „bis der Vater kommt. Dann aber ... — du ſiehſt, unſere Hausmarke iſt hier eingeritzt — ... das iſt des Hausherrn Sitz."

Der Gaſt lächelte: „In dieſem Hauſe geht es ja ganz ſtreng nach alter Sitte. Man ſieht's. — Erzählt einmal, wie lebt ihr das Jahr über? Muß doch öd ſein in dem wilden Wald."

„Aber gar nicht," entgegnete Theoda, nun muthiger. „Welch ſchöne Feſte feiern wir!"

„Feſte? Welche? Erzählt mir doch. Darf ich von dem Brode dort nehmen?"

„Breit biete das braune Brot,
Frô's freudige Frucht,
Dem gehrenden Gaſte"

ſo lehrte die Mutter," ſprach Theoda, ſchnitt mit dem Meſſer ein mächtig Stück von dem dunkeln wohl riechenden Roggenbrod und ſchob es — vorſichtig zurückgehalten — ihm dar.

„Da iſt zuerſt," hob Guntbert an, „das Feſt der Wiederkehr der Götter, wann die Tage wieder wachſen im Hornung. Bekränzte Götterbilder auf offnen Wagen ziehen wir, die Kinder voran geſpannt, jubelnd durch den Gau."

„Die erſte Schwalbe, Frau Oſtaras Botin, wird mit Willkommliedern begrüßt," fiel Theoda ein.

„Dann verbrennen wir den Winterrieſen und

ſpringen über das Feuer, nachdem der andre, der Winterdrache, erſtochen iſt von Paltar."

„Und das erſte Gewitter! Wie ſchön, wann Donar Frau Oſtara in's Land führt! Und rothe Eier legt ihre heilige Häſin weit verſtreut im Land. Da heißt es eifrig Oſtar-Brod backen!"

„Und wird es dann zu heiß, zu dürr auf den Feldern, bitten wir die Götter um Regen! Diesmal war es Theoda, die wir, über und über in Laub gehüllt, mit Waſſer aus dem Brunnen beſchütteten. Puh, wardſt du triefend naß."

„Und traurig, wehmüthig, verbrennen wir zur Sommerſonnenwende Paltars, des früh verſterbenden, Leiche."

„Und entzünden, alle andern Feuer verlöſchend, das Nothfeuer aus geriebenem Holz."

„So, ſo?" forſchte der Gaſt. „Und all' das habt ihr — haben die Aeltern auch dieſes Jahr getrieben!"

„Ei, gewiß. Aber es iſt noch lange nicht zu Ende. Bald folgt die Weihe der Kräuter, die

wir unter Heilwünſchen ſchneiden und trocknen und dann auf der Gluthpfanne verbrennen, falls nächtliche Gewitter ausbrechen."

„Und die Fahrten und Ritte zu Freyrs Weihthum im Tannenwalde, Roſſe und Rinder ſeinem Schutz zu empfehlen für das kommende Jahr."

„Und ſpäter Herrn Wodan, der im wilden Heer im nächtlichen Sturm die Waldweiblein jagt: — den gilt es mit Opfern zu beſchwichtigen."

„Und dann Frau Berchtas, der Spinnerin, Rundgang von Hof zu Hof, die nach den Wocken der fleißigen und der faulen Spinn-Mägde ausſchaut."

„Und bald darauf endlich aller lichten Götter frohe Wiederkehr, die vor der Nacht des Winters in ihre lichte Heimath gewichen waren . . . — o, wie ſchön ſind unſre Feſte!" ſchloß Theoda.

„Hm," meinte der Gaſt. „Und ſo viele. Und all' dieſe haben eure Aeltern dies letzte Jahr über auch gefeiert?"

„Ich ſagt' es ſchon!“ antwortete Guntwalt trotzig.

„Dank euch. Ich weiß nun, was ich wiſſen mußte.“ Er ſtand raſch auf und that einen gellenden Pfiff.

Sofort drang durch jene Seitenthür, die in den Wald führte, ein Haufe von Gewaffneten herein.

„Hieher, Gero, Frecho!“ befahl der Gaſt, „ergreift die Kinder hier. Sie ſind Geiſeln für die Aeltern: — dies iſt ein Haus des ärgſten Heidenthums.“

Im ſelben Augenblick betraten von dem Hauptthor aus, von dem Haine zurückkehrend, die Aeltern den Hofraum.

„Cautinus!“ ſchrie Bertrada.

„Ja, Cautinus, dein Richter, ſchöne Frevlerin!“

„Des Königs Mordbuben!“ rief Guntbert und riß das Schwert aus der Scheide.

Guntwalt war die Stufen hinab geſprungen: — ſchon hatte er Bogen und Köcher erraſft. Aber Gero hatte ſich Theoda's bemächtigt.

„Hilf, Vater!“ ſchrie das Mädchen.

„Ich komme, mein Kind!“ rief Guntbert.

Raſch hatte er in Einem Sprunge die Reihe der Speerträger durchbrochen: Frecho warf ſich ihm mit gezückter Lanze entgegen: er ſtieß ihn nieder, erreichte Gero, ſchlug ihm das Schwert aus der Fauſt, ſpaltete ihm das Haupt und riß ſein Kind an ſich.

„Werft!“ befahl Cautinus, ſich mit der Platte des umgeworfenen Tiſches deckend, „werft, ihr Speerleute, alle auf den Hausherrn.“

Sechs Speere flogen: — ſterbend ſank Guntbert um: „O, Bertrada,“ ſtöhnte er ſterbend — „rette dich!“

Die Frau war, gefolgt von beiden Kindern, zurückgewichen bis an die Weſtſeite des Gehöfts an dem ſteil abfallenden Ufer des Stroms. Hitzig folgte ihr Cautinus.

„Nun, ſchöne Büßerin,“ rief er ihr zu. „Nun ſollſt du reichlich Buße thun für Jahre lange Qual, die ich um dich ertrug. Deine ſpröde Herbe ſoll gar weich und zahm werden! In Kloſtermauern! Und in dieſen Armen. Komm, — endlich!“

Begehrlich sprang er vorwärts, mit ausgestreckten Armen.

„Stirb, du Hund!“ rief da eine junge Stimme. Eine Sehne schwirrte, ein Pfeil zischte: in die Stirn geschossen stürzte Cautinus.

„Rächt mich,“ stöhnte er noch, „greift sie, bringt sie Alle um — alle drei.“

Die Speerträger eilten vor: da umfaßte Bertrada mit beiden Armen ihre beiden Kinder: „Wir kommen, Guntbert!“ rief sie und sprang, beide Kinder umschlingend, in den tiefen reißenden Strom.

Hoch auf spritzten nach dem dumpfen Schlag die Wellen.

Im gleichen Augenblick schlugen aus dem Weihthum Wodans hohe Flammen auf.

Gleichzeitig mit der Schar Geros und Frechos war ein starker Haufe Berittener, die nun absprangen, in den heiligen Hain gedrungen, hatte nach kurzem Widerstand die wenigen Knechte des Altars bezwungen, die meisten Priesterinnen ergriffen und den ganzen

Wald sowie die Holzhallen darin in Brand gesteckt: alsbald loderte auch das geplünderte Gehöft Guntberts in Flammen auf.

In dem Getümmel des Kampfes, der Plünderung, des Brandes, ward es nicht bemerkt, wie das Pferd eines der Krieger, das vor dem Eingang des Haines angebunden stand, losgeknüpft ward. Es trug alsbald durch den Wald auf der Römerstraße nach Paris eine hohe Frauengestalt.

XLV.

Sehr übel gelaunt ging oder lief vielmehr mit kleinen haſtenden Schritten der König in ſeinem Speiſe-Gemach im Palatium zu Paris umher: die fromme Jungfrau Genovefa, die ihn beſchwichtigen wollte hatte ſchweren Stand.

„Was denn! Was denn!“ fuhr er ſie an. „Alle Leute, die ich brauche, werden krank und legen ſich zu Bett, ſtatt mir zu helfen. Frau Hrothehild hätte auch zu andrer Zeit dies — ganz unnütze! — Mädel kriegen können. Und Remigius zu Rheims immer noch krank! Und von Cautinus keine Nachricht! Und die Biſchöfe, meine ehrwürdigen, aber geizigen Väter, ſpenden lange nicht genug Geld. Jetzt gerade bedarf ich der Männer und Frauen, die mir die

Heiligen oder die Biſchöfe — es iſt faſt daſſelbe! — gewinnen. Und jetzt verſagen ſie!"

„Oh, Sohn Childirichs," ſprach Genovefa, „ich habe, da ich deine Bedrängniß von deiner Gemahlin erfuhr, Wochen lang gefaſtet und gebetet, auf daß mir die Heiligen den Ort im Traume zeigen möchten, an dem die Schätze deines hohen Vaters vergraben ſind . . ."

„Von dem Wodansſchwert weiß ſie nichts," lachte er für ſich, „ſonſt würde ſie weder Magen noch Lippen mit Faſten und Beten bemüht haben."

„Umſonſt, kein Traumgeſicht, wie doch ſonſt ſo oft, will ſich mir zeigen."

„Mir ſcheint, die im Himmel hören manchmal nicht gut: zumal, wenn man ihnen nichts ſchenkt."

„Läſtre nicht!"

„Horch, raſche Schritte auf dem Gang. Wer kommt . . . unangemeldet?" Er ſchlug den Vorhang auseinander — und fuhr erſchrocken zurück. „Mutter! Du? Du hier? Und wie du ausſiehſt! Der Mantel

zerriſſen, über und über mit Straßenſchmutz bedeckt — und ſo bleich! Biſt du krank?"

Auch Genovefa erſchrak über den Anblick der gewaltigen Frau, wie dieſe, hochaufgerichtet, regungslos, einer Statue gleich, in der Mitte der Thüre ſtand, von dem langen, ſchneeweißen Haar die Schultern überfluthet, einen furchtbaren Blick auf den Sohn richtend.

„Wo . . . wo kommſt du her?"

„Aus dem verbrannten Wodan-Hain;" damit trat ſie in das Gemach.

„Wer . . .? Wer hat das gethan?"

„Du! — Lüge nicht! Du: — durch deinen Kanzler."

„Wäs denn?" meinte der König verlegen, die Stirne furchend. „Wo iſt er?"

„In Hel. Bei den Mördern. Unter Schlangen und Schwertern in eiſigem Strom."

„Todt! Cautinus. Wäs denn! Ich brauche ihn."

„Guntberts Knabe erlegte das Scheuſal. Ermordet

liegt Guntbert: ſein Weib ſprang, der Schande
entgehen, mit beiden Kindern in den Strom. S
brannt — wie Wodans Hain — liegt ſein Gehi

„Und du — was? . . .“

„Ich ritt Tag und Nacht und Nacht und
zu Childirichs Sohn, ihn zu fragen . . . Nein, b
nur, du fromme Chriſtin, bleib. Er iſt ja de
Glaubens: ſo höre mich und antworte du für
Er hat dem ſterbenden Vater, — gedenkſt du
jenes Todtenlagers, Genovefa? — geſchworen,
alten Göttern treu zu bleiben: — hier ſteht er:
ein Chriſt.“

Ohne Beſinnen ſprach die Jungfrau: „Der
war Sünde. Der Herr hat ihn erleuchtet:
Sohn mußte Gottes Rufe folgen, ſeine Seele rett

„Wàs denn, Mutter, wàs denn? Was ſoll
Verhör?“

Ohne auf ihn zu achten, fuhr die Mutter f
„Er hat ferner geſchworen, die Weihthümer der Gö
und ihre Verehrer zu ſchützen: — er verbrennt

Haine, er ermordet die Prieſterinnen und die an die Götter glauben. Muß er auch das, ſeine Seele zu retten?"

„Nein, es iſt ſchweres Unrecht! Ich warnte, ich wie Biſchof Remigius und viele fromme Prieſter."

„Was denn? Weibergeſchwätz!" fuhr Chlodovech los. „Hätten mir die frommen Prieſter ſo viel Geld gegeben, wie ſchöne Worte, hätte ich Cautinus nicht gebraucht. Hm, Guntbert! Schade drum! Aber nein! Geſchah ihm recht. Er wollte mich ja verlaſſen. Sein Arm hätte doch nicht mehr für mich gekämpft. So hab' ich nichts verloren."

„Chlodovech," ſprach die Königin, mit Anſtrengung die Empörung niederkämpfend — „du ſiehſt: dieſe Chriſtin, die ihr wie eine Heilige verehrt: — ſelbſt ſie verwirft deine grauenvolle Verfolgung unſeres Glaubens. Nimm jenes Gebot zurück: ich bitte dich."

„Was denn! Nein!" rief er, ungeduldig mit dem Fuß aufſtampfend, „kann nicht. Muß Geld haben. Muß die Habe der Ketzer und Heiden einziehen.

Die Goten! Die Goten! Täglich gewinnen ſie Land.“

Eine lange Weile ſchwieg nun Baſina.

„Du brauchſt alſo Schätze? Gold?“ fragte ſie dann langſam, mit ſeltſam prüfendem Blick.

„Ob ich's brauche! So nothwendig wie der Fiſch das Waſſer. Ich bin verarmt. Und das Glück des Sieges iſt von mir gewichen.“

„So?“ fragte die Mutter nachdrücklich.

„Oh, um des Vaters Siegesſchwert und ſeine Schätze! Mutter, Mutter, haſt du denn gar keine Ahnung, wer es ſein mag, der darum weiß? Der kann am Ende längſt geſtorben ſein!“

Ohne auf die Frage zu antworten, wiederholte ſie: „Nimm jenes Gebot der Verfolgung zurück. Halte deinen Eid.“

„Nein doch. Ich hab's geſagt.“

„Noch einmal mahne ich, bitte ich — hörſt du? ich bitte: — bedenke deine Antwort jetzt! — mehr

als du ahnſt hängt davon ab. Nimm zurück. Halte deinen Eid."

„Nein, dreimal nein —"

Da trat die hehre Geſtalt dicht an ihn heran: ſie bohrte einen Blick tödtlichen Haſſes in ſeine Augen, daß er ſich entſetzt abwandte und, beide Hände hoch gen Himmel reckend, ſprach ſie langſam, jedes Wort wägend:

„So ſei verflucht vom Scheitel bis zur Sohle."

„Mutter!" ſchrie Chlodovech, von Grauen geſchüttelt.

„O Königin!" ſeufzte Genovefa.

Aber jene fuhr fort. „Weh über dieſen Schos, der dich geboren. Hör's, mein Childirich, hoch in Walhall: Ich — ich halte meinen Schwur. Dein Sohn Chlodovech hier — hör's — er iſt ein Schurke geworden."

„Ha, zu viel!" brach Chlodovech los, faßte ihren gen Himmel erhobnen Arm und riß ihn unſanft herab. „Und wer — und was biſt du, Tugend-

predigerin, daß du ſo ſchelten darfſt? Eine Ehebrecherin biſt du, ein ihrem Gatten entlaufnes Weib."

„Herr König!" mahnte Genovefa. „Schweige du davon! Jeder andre Mund: — aber nicht der deine."

Die Mutter ſah ihn an, — ſchweigend — ſtarr.

Er aber, ihre Augen meidend, fuhr fort, haſtig im Gemach umher rennend. „Nein, ich will reden. Sie ſoll's einmal hören. Schon ſeit Jahren drängt mich's bei ihren unaufhörlichen Scheltreden. Wer war des Thüringkönigs Baſinus rechtmäßig Eheweib? Du! Wer nahm den ſchönen Frankenkönig gaſtlich — nur gar zu warm! — in der Halle auf? Du! Wer entlief, nachdem Herr Childirich nach Tournay zurückgekehrt war, ſeinem Eheherrn? Du! Wer floh durch Eis und Schnee und Urwaldſchrecken, von Allen verlaſſen, bis auf ein Par, nach Tournay und ward hier, noch des Baſinus pflichtgebunden Gemahl, das Weib Childirichs? Wer? Du! Und du willſt Tugend lehren?"

„O Gott im Himmel," ſtöhnte Genovefa, die Hände ringend und in fluthende Thränen ausbrechend. „O Gott! Verzeih dem Todten dieſe Sünde! Wie unſäglich hab' ich unter ſeiner Schuld gelitten! Vergieb ihm, Gott, um Chriſti, um meiner Gebete willen."

Sie warf ſich auf die Kniee und hob die gefalteten Hände empor. „Vergieb auch ihr, ſeiner Verführerin."

„Schweig, du Thörin!" herrſchte Baſina ihr zu, die unter den Vorwürfen ihres Sohnes, ohne mit der Wimper zu zucken, ihm nur überall hin gefolgt war mit den unerbittlichen Augen. „Was weißt du von unſerer Liebe! Weil du, ein liebekrankes Jungferlein, den Herrlichen in deiner ſchmachtenden Seele trugſt, ſo daß du, als er mich zum Weibe nahm, vor lauter Schmerz der Welt entſagteſt und eine Heilige wurdeſt . . ."

Genovefa war in die bleichen Wangen heißes Erröthen bis in die Stirne geſchoſſen: ſie ſchüttelte

das Haupt: „Keine Heilige. Nur eine Büßerin für ſeine Schuld. Ich betete fortab jede Stunde bis heute für ſeine Seele — ich faſtete — ich geißelte mich jede Nacht — für ſeine Seele!“

„Deßhalb glaubſt du, wahnſinnige Schwärmerin, du darfſt unſere Liebe, unſre Ehe richten? — Du aber, ſchamloſeſter aller Söhne, du vernimm: ja, Alles was du ſagteſt, iſt wahr.“

„Alſo!“

„Aber noch andres iſt wahr. Mit fünfzehn Jahren zwang mich König Baſinus, mein Oheim und mein Muntwalt, der ſiebzig Jährige, zur Ehe. Von der erſten Stunde an verfolgte er mich unſchuldig Kind mit wahnſinniger Eiferſucht. Nach Jahren kam der junge Frankenkönig. Ja, wir liebten uns. Aber — bei Frikks Ring und Gürtel beſchwöre ich's! — nicht ein Wort, nicht ein Händedruck hat es verrathen. Jedoch der finſtre Greis hatte Verdacht geſchöpft und als er bald nach Childirichs Scheiden ſchwer erkrankte, da befahl er, — er wollte, daß ich

auch nach seinem Tode nicht dem Franken angehöre! — auf demselben Scheiterhaufen, der seine Leiche verzehren würde, auch mich — lebendig! — zu verbrennen.

Solchem Schicksal wollt' ich entrinnen: — ich entfloh, — wer will mich darum schelten? — nur von jenem treuen Par begleitet: — und wohin, zu wem sonst sollte ich fliehen, als zu dem, um deßwillen ich sterben sollte, flüchten mußte?

Sprich — nicht du, Unwürdiger — aber du, Genovefa, kannst du mich verdammen?"

„Nicht die Flucht, Frau Königin: — aber die Vermählung. Noch viele Jahre lebte König Basinus und einstweilen warst du ...."

„Das Weib dessen, den du, Heilige, liebtest. Ich war Basinus vermählt und liebte Childirich: und Childirich war mein Gemahl und du hast ihn geliebt — ja, du liebst ihn heute noch. Ist das weniger Sünde?"

Da schlug Genovefa laut aufschluchzend beide Hände vor die Augen.

Dann warf ſie ſich auf die Knie und ſeufzte. „Ich büße dieſe ſüße Sünde all' dieſe Jahre lang! Vergieb mir!“

Baſina beugte die hohe Geſtalt zu der Flehenden hinab und hob ſie auf:

„Ich habe dir nichts zu vergeben. Ich gönnte dir im Leben gern, ſich an ſeiner Herrlichkeit zu freuen, in ſeinem Glanz zu ſonnen. Und ich ließ dich allein mit dem Todten. Nicht verfeinden, — verſchwiſtern ſoll uns die Liebe zu ihm.“

„Ich danke dir,“ ſprach Genovefa. „Laß mich nun ſcheiden. Mein Herz iſt leichter als es jemals war. Ich gehe.“

„Wohin?“

„In die Capelle: zu beten für uns alle vier.“

„Sprich! Jede!“

„Wir wollen ein Urtheil unſrer Götter — du des deinen, ich Wodans — entſcheiden laſſen über unſern Glaubensſtreit.“

„Gern!“ rief Chlodovech. „Hei, ich hab's erlebt dort an der Lauter: Herr Chriſtus hilft, ruft man ihn gläubig an.“

„Gut. Und hier gilt's um ſeine ganze Herrſchaft. Unſere Götter ſollen an uns ihre Macht erwahren. Wir — du und ich — wir trinken jeder die Hälfte von dieſem Trank.“

Sie holte aus dem Gürtel ein kleines, wohl verſchloſſenes Fläſchlein aus Achat hervor.

„Trank? Wàs denn! Was iſt in dem Ding da?“ fragte er ſtutzig.

„Gift. Tollkirſchenſaft.“

„Wàs denn! Wàs denn! Iſt ja dumm. Ich danke! Habe nicht Zeit, zu ſterben.“

„Du wirſt nicht ſterben, iſt dein Chriſtus ein Gott.“

„Gewiß iſt er das. Aber . . ."

„Kein aber. Wir trinken beide die Hälfte: du rufſt den Gekreuzigten an, dich, ich Wodan, mich zu retten."

„He? Ei . . . ei. Ich mag doch nicht."

„Dann bleiben Schwert und Schätze mein Geheimniß."

Unentſchloſſen ging er auf und nieder. „Warum gerade dieſe Probe? Wähl' doch eine andere."

„Dieſe oder keine. Ich will dir zeigen, daß es nichts iſt mit dem Chriſtengott."

„Ich . . ich . . wage nicht . ."

„Siehſt du dein Mißtrauen? Und doch haſt du Wodan verlaſſen? Wohlan, ſchau her. Hier, in dieſem Carneolfläſchchen, iſt ein unfehlbar Gegengift — du weißt, ich verſtehe mich genau auf ſolche Tränke. Verſagt dein Gebet, — ſpürſt du das Gift wirken, — ſo trink dies Gegengift: du bleibſt am Leben und Schwert und Schätze ſind dein, obwohl dein Gott erlag."

„Und du, Mutter, was thuſt du.“

„Ich nehme kein Gegengift: denn ich vertraue meinem Gott.“

Ein teufliſcher Gedanke zuckte durch des Sohnes Hirn. „Dann iſt ſie verloren! Und ich bin die unerträgliche Anklägerin los!

Nur müßt' ſie ſogleich, ſowie ſie getrunken, den Ort angeben.

Thu' ich's nicht, verſchweigt ſie Schwert und Schatz. Ich kann die Greiſin doch nicht foltern laſſen. Aber freilich . . . es iſt waglich.“

„Entſchließe dich, bevor ich dies Gemach verlaſſe.“

„Ei, ei, das braucht doch Beſinnen.“

Da eilte Anſovald herein mit beſtürzten Mienen. „Eile, Herr König! Hilf! Schaffe Geld, Waffen, Krieger! Die Goten und Burgunden haben nicht nur die Loire, haben den Loir bei Châteaudun und die Eure bei Chartres überſchritten: deine beiden ſchwachen Haufen, die ſie dort abwehren wollten, hat Graf Vitigis geſchlagen, jene Städte ſind gefallen, die

Goten ziehen auf Paris. Unſieg verfolgt dich fort und fort."

„Das Schwert! Das Siegesſchwert!" ſtöhnte Chlodovech. „Geh!"

„Hier ein Brief des Biſchofs Theoplaſtus; es ſei die Antwort auf deine und Frau Hrothehildens letzte Frage." Er gab das Schreiben und ging.

Chlodovech aber riß es erfreut auf. „Erwünſcht! Im rechten Augenblick.

Vernimm," rief er der Mutter zu, „ſchon früher einmal forſchte ich bei Remigius: — du kennſt den Namen."

„Ich kenne ihn. Er hat dich getauft."

„Wie das denn ſei mit dem Gott-Verſuchen. Einmal iſt das verboten: dann heißt es wieder: wer in vollem Vertrauen zu Gott betet, kann ſicher ſein, daß er ihn auch aus höchſter Gefahr errettet. Nun hatte ich darüber Streit mit meiner frommen Königin: — ſie konnte mir den Widerſpruch nicht löſen: freilich ſie, — wie deine neue Schweſter Genovefa! —

eifert ſtark gegen ſolches Verſuchen. Aber was wiſſen ſchließlich die Weiber! An Remigius, der ſchwer krank liegt, konnten wir uns nicht wenden. So fragten wir denn Theoplaſtus, den neuen Biſchof von Cambrai, und dies iſt nun ſein Beſcheid."

„Großer Herr König und fromme . . . ." „und ſo weiter! Folgen andere Redensarten . . aha, jetzt kommt's": . . . und iſt alſo der Meinung des Herrn Königs durchaus beizupflichten (wußte ſchon, daß der meiſtens mir Recht giebt, deßhalb hab' ich ihn vorgeſchlagen!), daß es nicht ſträflich iſt, nicht Gott verſuchen heißt, begiebt man ſich in Gefahr im vollen Vertrauen auf Gott und ſeine Wunderkraft, die man in gläubigem Gebet anruft: insbeſondere dann" — „nun bin ich geſpannt!" — iſt Gottes Wunderhilfe unzweifelhaft ſicher, ſucht man dieſe Gefahr zum Heile der Kirche und im Dienſt des Herrn!"

„Wàs denn! Wàs denn! Das iſt ja herrlich! Iſt ja gerade, wie wenn es ihm der heilige Geiſt für meinen Fall eingegeben hätte. Ich brauche Schwert

und Schatz, dieſe gottverhaßten Ketzer abzuwehren: zum Heile der Kirche alſo und im Dienſt des Herrn trink' ich das Gift. Her damit. Hier, hier ſind zwei Becher, gleich groß" — er holte ſie von dem Schenktiſch. — „fülle ſie gleich. Aber nicht etwa mir mehr! Und für alle Fälle — man kann doch nie recht wiſſen! — halte das Gegengift für mich bereit — wo iſt es?"

„Hier halt' ich's in der Hand."

„Nun gut. Erſt aber muß ich beten: ich muß es den Heiligen da oben, gründlich, deutlich ſagen, um was es ſich diesmal handelt."

Er kniete nieder und ſprach, zum Fenſter hinaus blickend, zum Himmel:

„Alſo höre mich, Herr Chriſtus, der du weſens-eins! (O hör' es wohl!) mit Gott dem Vater! und ihr Heiligen Alle: zumal du, Sanct Martinus von Tours und du, o Hilarius von Poitiers: — reiche Gaben hab' ich euch dargebracht, denkt jetzt daran! Seht: ich trinke jetzt das Gift der übeln

Kirſche im vollen Vertrauen auf euch, (Mutter, iſt auch des Gegengifts genug? Ja?) daß ihr mich durch eure Wunderkraft erretten werdet. Denn hört: — wenn ihr's vielleicht vorhin nicht ganz begriffen habt! — ich trinke es nur Euch zu liebe — Gold und . . . noch and'res (das Wodanſchwert könnte ihnen mißfallen, weißt du, Mutter) zu gewinnen, damit eure bitterſten Feinde und Verächter abzuwehren, dieſe ſchnöden Ketzer. Nun habt ihr's gehört. Nun helft! Gieb, Mutter, raſch."

„Erſt höre mein Gebet! Waltender Wodan! Du weißt, welch' wildes Weh mein armes Mutterherz zerfleiſcht. Mein eigner Sohn ward dein grimmigſter Feind. Das kann ich nicht ertragen. Gieb mir, ſobald ich das Gift getrunken, den Tod."

„Wie! Was denn! Was denn! — — Aber mir kann's recht ſein," dachte er hinzu.

„Nun komm, nun trinken wir beide."

„Den Ort, nenne den Ort."

„Erſt trink'! Dann ſpreche ich weiter."

Wild erregt riß er den Becher von dem Tiſch und ſtürzte das Naß auf Einen Zug hinunter.

Langſam, jeden Tropfen ausſchlürfend, trank Baſina.

„Jedoch,“ ſprach ſie dann, „o Wodan, auch meinen Sohn, den Neiding, den eidbrüchigen Schurken, tilge aus dem Leben.“

„Was!“ ſchrie Chlodovech und ſprang entſetzt auf.

„Auf daß er nicht mehr deine Weihthümer ſchänden kann. Zeige, daß du mächtiger biſt als die Heiligen, die er anrief.“

„Mutter, du willſt meinen Tod? Nun aber geſchwind: — Du ſtirbſt am Ende wirklich —: Den Ort, den Hort, das Schwert!“

„Den Ort, den Hort, das Schwert,“ wiederholte die Frau bedächtig, jedes Wort wägend, „den Ort, den Hort, das Schwert?“ Sie fuhr heftig zuſammen, zuckend mit der Hand nach dem Herzen — „die wußte nur ich. Ich ſterbe. Die Todten ſchweigen.“

Sie taumelte.

„Um Gott! Bei Wodan, bei'm lodernden“ ... ſchrie er gellend auf. „Welcher Schmerz! Feuer hab' ich im Herzen! Feuer im Hirn! Helft doch, Herr Chriſtus, Martine! Wodan, hilf du! Ich will dich wieder ... — raſch, Mutter das Gegengift. Raſch!“

Da ſchleuderte ſie mit letzter Kraft das Carneolfläſchlein auf den Marmoreſtrich, daß es klirrend zerſprang: der rettende Saft ſpritzte in Tropfen umher.

Nun ſtürzte die hohe Geſtalt rückwärts zuſammen: „Mein Childirich! Ich hielt den Schwur. Er ward ein Neiding: er ſtirbt durch meine Hand.“

Sie verſtummte: das Bewußtſein ſchwand.

Gellend, ſchrill, fürchterlich ſchrie er auf: „Hilfe! Hilfe! Wàs denn? Wàs ... iſt ja ..! Fluch über die Heiligen! Fluch über die ganze Welt!“

Mit einem hohen Satz ſprang er an den Ausgang: da brach er bewußtlos zuſammen.

Lange, lange lagen die beiden ſo, Mutter und Sohn, ohne Bewußtſein. Niemand hatte den Schrei gehört.

Als nach mehreren Stunden Genovefa, die sich von der Capelle hinweg zur Pflege an das Bett der Königin begeben hatte, in das Gemach trat, um sich zu verabschieden, und den Vorhang auseinanderschlug, erschrak sie gewaltig: Beide lagen, wie sie gefallen waren, todt.

Sie vermochte nicht, Hilfe zu holen, um Hilfe zu rufen. Sie sank auf die Kniee, faltete die Hände und betete, betete für die Mutter und den Sohn.